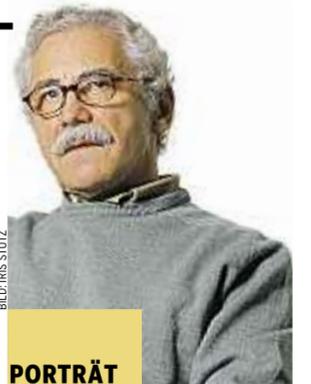


DOSSIER

«Warten auf Godot» im Obdachlosenheim

REPORTAGE. In der «Herberge zur Heimat» in Zürich, einem Heim für obdachlose Männer zwischen 19 und 91 Jahren, leben Kranke, Gescheiterte, aus der Bahn Geworfene. Viele von ihnen haben keinen Kontakt mehr zu ihren Angehörigen, viele kein Ziel mehr vor Augen. «Wir sind wie die Schauspieler in Samuel Becketts Theaterstück «Warten auf Godot», sagt ein Bewohner, «ich habe meine Ruhe hier, das ist nicht in allen Heimen so», ein anderer. «reformiert.» hat einen Tag im Heim verbracht und präsentiert eine Weihnachtsgeschichte der anderen Art. > **Seiten 5-8**



PORTRÄT

Im Einsatz für die Armen

RUHESTAND (I). Vier Jahre lang war Oswald Sigg die Stimme der Landesregierung: Er teilte den Medien und der Öffentlichkeit jeweils die Entscheidungen des Bundesrats mit. Jetzt, nach seiner Pensionierung, ergreift der Journalist wieder das Wort: diesmal für die Menschen am Rand. > **Seite 14**

Und sie liessen Weihnachten verbieten...

WEIHNACHTSGESCHICHTE/ Es begab sich aber zu der Zeit, da Quirinius längst nicht mehr Statthalter in Syrien war ...

Es war die Zeit, als die Völker weltweit wanderten. Von Süd nach Nord, von Ost nach West. Auf der Flucht vor Armut, Ungerechtigkeit und Krieg. Ein jeder, eine jede auf der Suche nach Glück. Ein jeder, eine jede mit einer eigenen Geschichte im Gepäck.

Einige von ihnen gelangten auf ihrer Reise in ein Land, wo sie nicht willkommen waren. Zu essen gab es zwar dort, aber die Menschen, die seit Generationen hier heimisch waren, begegneten den Fremden mit Misstrauen. Sie wollen nur von unserem Wohlstand profitieren, sagten einige. Sie schwän gern unsere Frauen, stehlen unsere Güter, rasen auf unseren Strassen und bauen für ihren Gott eigenartige Türme. Das wollen wir nicht.

Im Namen unseres Gottes: Hier muss es wieder werden wie einst!

Zur nämlichen Zeit gab es in diesem Land Menschen, die sagten, Religionen seien überhaupt das grösste Unglück. Sie riefen auf zur Abschaffung aller Symbole, die anderen heilig waren. Die alten Geschichten verderben unsere Kinder, sagten sie. Sie sind kriegerisch, gefährlich, brutal. Sie stacheln an zu Mord und Totschlag und verherrlichen unsittliches Treiben.

Im Namen des freien Denkens: Lasst uns die Bücher verbrennen.

Ja, riefen einige begeistert. Gott ist tot. Religionen sind der Ursprung aller Kriege, allen Elends, aller Unterdrückung. Lasst uns die Religionen abschaffen, alle Feiertage und alle religiösen Symbole: Kirchen, Tempel, Synagogen.

Und sie schritten zur Tat: Als Erstes schafften sie den Sonntag ab. Dann Ostern, den Ramadan,



Köpfen der Menschen zu entfernen. Da griffen die Religionstücker zum letzten Mittel. Sie liessen Weihnachten verbieten.

Im Namen der totalen Freiheit.

Die Menschen fanden zwar gar keinen Gefallen an diesem Verbot. Aber weil niemand mehr so richtig mutig war, fügten sie sich.

Und so ging Weihnachten langsam vergessen. Die Geschichte vom Neugeborenen im Stall von Bethlehem kannte bald niemand mehr. Da geschah eines Tages Seltsames. Auf dem Dachboden eines alten Hauses entdeckten Kinder in einer Kiste wunderliche Holzfiguren. Es gab da Tiere: Esel, Schafe, ein Rind, ein Kamel. Und Menschen: eine Frau in einem blauen Kleid, ein bärtiger Mann, drei Könige, Hirten, Engel ... und ein nacktes Kleinkind. Die Kinder begannen, mit ihnen zu spielen. Mit Brettern bauten sie einen Unterstand und stellten die Figuren hinein: in die Mitte das nackte Kind, darum herum all die andern.

Sie waren so vertieft in ihr Spiel, dass anfänglich niemand den Jüngsten beachtete, der vor sich hinmurmelte: Dieser kleine Nackte wäre ein König. Das weiss jetzt noch niemand, aber der Engel da, der hat es den Hirten erzählt. Und die sagten es allen Menschen im Land ... Die ältere Schwester des kleinen Jungen wurde plötzlich aufmerksam. Die Geschichte gefiel ihr. Ich werde sie aufschreiben, dachte sie. Das tat sie auch. Viel später, als sie gross war. Aber da lebte sie längst nicht mehr in dem Land ohne Kirchen, Tempel, Synagogen und Minarette. Das Land hatte sie vertrieben, sie und ihre Familie. Damals, kurz nach dem Spiel auf dem Dachboden. **RITA JOST**

Die Autorin ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern



SCHWEIZ

Blick in das kirchliche Portemonnaie

FINANZEN. Was kosten die Landeskirchen ihre Mitglieder? Und welche kirchlichen Dienstleistungen bekommen sie dafür als Gegenwert? Erstmals liegt eine schweizweite Kosten-Nutzen-Rechnung für die Landeskirchen vor. > **Seite 3**



REGION

Prediger aus Leidenschaft

RUHESTAND (II). An Heiligabend steht Pfarrer Andreas Urweider, 64, zum letzten Mal auf der Kanzel der Bieler Stadtkirche. Abschied von einem leidenschaftlich gläubenden Skeptiker. > **Seite 2**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Adventsfenster, Krippenspiele, Altersweihnachten, Jahresschlusskonzert: Es wird viel gefeiert im Dezember. Was in Ihrer Kirchgemeinde läuft, lesen Sie > **IM 2. BUND**

NACHRICHTEN

Michael Dähler gestorben



Michael Dähler (1941–2010)

NACHRUF. Mit Pfarrer Michael Dähler hat die reformierte Berner Kirche eine grosse Persönlichkeit verloren. Der langjährige Gemeindepfarrer von Thun-Strättlingen und Synodalarat war nicht nur ein streitbarer Geist und liebenswürdiger Kämpfer, er war – weit über die Gemeindegrenzen hinaus – auch als Autor von kunsthistorischen Werken über die Scherzigenkirche und Verfasser von Morgengeschichten für Radio DRS bekannt. In Erinnerung bleibt er vielen Bernern aber auch als engagierter Linker, der sich mit theologischen Argumenten immer wieder in gesellschaftspolitische Diskussion einmischte. Nicht Marx und Engels hätten ihn zum Sozialdemokraten gemacht, sagte er einmal im «saemann», sondern die Evangelisten Lukas und Markus. Dass seine politische Haltung ihn 1995 als Synodalratspräsidenten beim Kirchenparlament «unwählbar» machte, davon war Dähler überzeugt. Die Nichtwahl hat ihn jedoch nicht verbittert: Er blieb auch nach seiner Pensionierung vor vier Jahren ein kritisch-engagierter Theologe, der sich einmischte, wenn es ihm wichtig erschien. **RITA JOST**

Ganz oben

NEUWAHL. Die siebzigköpfige Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK), das Parlament der 26 Mitgliedkirchen, hat Anfang November seine Exekutive, den SEK-Rat, neu bestückt: Neu gewählt wurden die Zürcher Synodale Rita Famos-Pfander, 44, die Thurgauer Kirchenrätin Regula Kummer, 45, der Freiburger Synodalratspräsident Daniel de Roche, 56, und die Bündner Kirchenratspräsidentin Lini Sutter-Ambühl, 59. Wiedergewählt wurden Kristin Rossier Buri (VD), 63, sowie der Baselbieter Peter Schmid, 59, Präsident des Fachhochschulrats Nordwestschweiz. Bereits im Sommer war der Berner Synodalarat Gottfried Locher, 44, als SEK-Ratspräsident gewählt worden – als Nachfolger von Pfarrer Thomas Wipf, dem «reformiert.» in der nächsten Ausgabe einen längeren Beitrag widmen wird. Der Kirchenbund repräsentiert die rund 2,4 Millionen Protestantinnen und Protestanten in der Schweiz. **MLK**



Der SEK-Rat (v.l.n.r.): Peter Schmid, Lini Sutter, Regula Kummer, Gottfried Locher (Präsident), Rita Famos, Kristin Rossier, Daniel de Roche

mer, 45, der Freiburger Synodalratspräsident Daniel de Roche, 56, und die Bündner Kirchenratspräsidentin Lini Sutter-Ambühl, 59. Wiedergewählt wurden Kristin Rossier Buri (VD), 63, sowie der Baselbieter Peter Schmid, 59, Präsident des Fachhochschulrats Nordwestschweiz. Bereits im Sommer war der Berner Synodalarat Gottfried Locher, 44, als SEK-Ratspräsident gewählt worden – als Nachfolger von Pfarrer Thomas Wipf, dem «reformiert.» in der nächsten Ausgabe einen längeren Beitrag widmen wird. Der Kirchenbund repräsentiert die rund 2,4 Millionen Protestantinnen und Protestanten in der Schweiz. **MLK**

Kirchenkonflikt

KÖNIZ. In Köniz hängt erneut der kirchliche Hausseggen schief. Der Kirchgemeinderat erwägt ein Abberufungsverfahren gegen Pfarrer André Urwyler. Am 22. November, nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe, soll informiert werden. «reformiert.» orientiert unter www.reformiert.info/bern.



«... auch im Rausch spiel Herz aus»: Pfarrer Andreas Urweider in seinem Büro in Biel mit Bildern von Heinz Peter Kohler

ANDREAS URWEIDER, 64

war zuerst zehn Jahre Pfarrer in Guttannen, danach dreissig Jahre an der Stadtkirche Biel. Am 24. Dezember hält er seine Abschiedspredigt. Schweizweit bekannt wurde der in Meiringen aufgewachsene Urweider durch seine Radio- und Fernsehpredigten – vorgetragen in urchigstem «Haslitiitsch» – und durch Kunstaktionen: in den letzten Jahren ab und zu zusammen mit seinem Sohn, dem Lyriker und Theatermann Raphael Urweider. **RJ**

«I bin e glöibige Möntsch»

RUHESTAND/ Vierzig Jahre lang war Andreas Urweider Pfarrer: wortgewaltig, kreativ und mit viel Sympathie für die Menschen auf der Schattenseite des Lebens.

Er sei ein Schattenhändler, das präge eben, das Leben sei ja oft auch «e Bitz halbschattig». Der Satz fällt fast nebenbei. Aber er bekommt im Nachgang zum Besuch plötzlich Symbolkraft. Andreas Urweider, der Knorrige, könnte keinen passenderen Heimatort haben als Schattenhalb, die kleine Gemeinde im Haslital, im Schatten des mächtigen Wetterhorns, wo die Steuerlast stetig steigt und die Bevölkerungszahl stetig sinkt.

DER PREDIGER. Andreas Urweider ist ein Bergler – auch wenn er seit dreissig Jahren in Biel wohnt. Auch wenn er sich als wortgewaltiger Prediger in der Stadtkirche, gelegentlicher «saemann»-Autor und preisgekrönter Lyriker längst einen Namen gemacht hat. Sein Dialekt kullert heiser aus der Kehle, und seine glasklaren Sätze sind kantig wie Bergkristalle. Man merkt, da formuliert einer gerne, und fühlt gleichzeitig: Er hört ebenso gerne zu. Aus leicht übernachtigten Augen blickt er sein Gegenüber an und nimmt mit einem Schmunzeln auf den Lippen und einem bedächtigen Nicken aufmerksam jedes Wort auf. Zuhören hat er gelernt. Rund 1200 Abdankungen hat er in Biel in seinen dreissig Amtsjahren gehalten, bis zu sechzig in einem Jahr. «Und sie waren mir immer das

Liebste», stellt er ohne Umschweife fest. Wie Maigret, der Kommissar, habe er sich jeweils gefühlt, wenn er sich im Gespräch mit Hinterbliebenen auf die Suche nach der – oft versteckten – Botschaft der Verstorbenen gemacht habe. Dass seine Abdankungspredigten legendär sind, macht ihn schon ein bisschen stolz, aber er hat dafür nicht aus Eitelkeit tage- und oft auch nächtelang recherchiert und getextet. Sondern weil er überzeugt ist, dass Beerdigungen für die Kirchen Chancen sind. Manch einer habe sich nach einer Abdankung wohl gesagt: «Wenn dieser Pfarrer sogar diesen unmöglichen Siech noch verstanden hat, dann versteht er vielleicht auch mich.» Jedenfalls habe er an Beerdigungen «manchen Seelsorgefall generiert». Und sei wohl deshalb in all den Jahren in fast allen Bieler Häusern einmal gesessen.

DER ZWEIFLER. Aber nicht nur in den Häusern hat er die Leute besucht. Auch in den Beizen und auf der Gasse. Dort lebe ohnehin der grösste Teil seiner Gemeinde, sinniert er und nimmt einen tiefen Zug aus der Zigarette. Ihnen habe er sich immer nahe gefühlt, weil auch sein Leben nicht schnurgerade verlaufen sei. Weil es schmerzhaft Brüche

gegeben und das Paradoxe ihn immer angezogen habe. Sein Glaube gebe ihm die Freiheit, alles, wirklich alles zu denken. Und die Sicherheit: «Wie meh dass d sündigisch, wie gresser isch d Gnaad vo Gott.» Ja, er sei «e glöibige Möntsch». Einer, der Glauben brauche, weil er immer skeptischer werde.

DER KÜNSTLER. «Die Kirche weiss die Antwort auch nicht, aber sie kann Raum geben für Fragen»: Diesen Satz hat Andreas Urweider einst in einem Artikel im «saemann» geschrieben. Während der Expo.02 hat er dieses Credo mit rund dreissig Kunstschaffenden in Biel umgesetzt: In zwölf Konzertspern verbanden sie Kunst und Kirche.

Ein wichtiger Weggefährte war dabei der Bieler Maler Heinz Peter Kohler, mit dem Urweider eine lange kreative Freundschaft verbindet. «Wenn der Wind kommt» hiess ihr erstes gemeinsames Büchlein, entstanden ist es – Urweider erinnert sich staunend – in zwei Tagen und zwei Nächten. «Er hat gezeichnet, und ich habe getextet.» Sehr intensiv seis gewesen. Am Schluss standen lyrische Texte wie dieser: «Lass dich nicht verschaukeln. Auch im Rausch spiel Herz aus.» Wie ein Lebensmotto hängt es heute noch in Urweiders Büro. **RITA JOST**

Die Stadt Bern plant ihre Kirchenzukunft

REFORM/ Nach Biel will nun auch die reformierte Gesamtkirchengemeinde Bern ihre Zukunft aktiv planen. Die erste Phase kostet 360 000 Franken. Der Ausgang ist offen.

Strukturdialog? Das Wort tönt nicht gerade umwerfend. Aber Erika Hostettler weiss: Der Prozess, der diesen Namen trägt, könnte die Kirchenlandschaft der Stadt Bern umpflügen. Sie ist Vizepräsidentin (für 2011 nominierte Präsidentin) des Kleinen Kirchenrats, der Kirchenleitung in der Stadt Bern. Und sie ist gleichzeitig Mitglied jener Kommission, die nun abklären soll, wie in Bern die Kirche der Zukunft aussehen soll. Im Kirchenjargon heisst das: «Die Mittel sollen dort gesät und begossen werden, wo sie Frucht bringen.» Ökonomen würden sagen: Wie erreichen wir mit weniger Geld möglichst gleich viel?

VORABKLÄRUNGEN. Je drei Mitglieder des Kleinen Kirchenrats und der städtischen Kirchgemeindepäsidenten sind in der Projektmission, die mit Fürsprecher Ueli Friederich die Projektleitung aufnimmt, sobald der nötige Kredit (Fr. 360 000.–) bewilligt ist. Bis Ende 2012 muss das Gremium dann dem Grossen Kirchenrat (Parlament) Grundlagen liefern, damit folgende Fragen beantwortet werden können:

- Kann die evangelisch-reformierte Kirche ihren Auftrag mittel- und langfristig in der heutigen Form noch wahrnehmen?
- Sollen die heutigen «Gemeindekirchen» autonom bleiben? Wäre es sinnvoll, einzelnen Kirchen/Kirchengemeinden Spezialaufgaben zuzuweisen?
- Braucht es dafür Veränderungen und Anpassungen?

PERSPEKTIVEN. Der Ausgang des Prozesses sei offen, betont Erika Hostettler, an die Bildung einer einzigen Kirchgemeinde – wie in Biel – denke heute in Bern niemand. Aber an das Zusammenlegen einzelner Bereiche. Klar sei, man mache sich an die Arbeit, weil der Druck zugenommen habe. Stichworte dazu: teure Infrastruktur mit zahlreichen Gebäuden, Mitgliederschwund, Schwierigkeiten bei der Suche nach neuen Ratsmitgliedern, unterschiedlich grosse Kirchgemeinden mit unterschiedlichen Aufgaben und unterschiedlich vielen Mitgliedern.

Die reformierte Gesamtkirchengemeinde Bern hat in den letzten fünfzig Jahren fast die Hälfte ihrer Mitglieder verloren und zählt

heute noch rund 60 000 Personen. Zwölf Kirchgemeinden betreuen zwischen 1200 und 8000 Mitglieder. Jede Kirchgemeinde hat einen eigenen Kirchgemeinderat, ein eigenes Budget und ein eigenes Team von Angestellten. **RITA JOST**



Gesamtkirchengemeinde Bern: Bald eine Baustelle?

Die Kirchen im Stresstest

KASSENSTURZ/ Die Kirchen nützen mehr, als sie kosten: Das zeigt eine Wirtschaftsstudie – die aber auch brisante Fragen zu den Finanzströmen stellt.

«Fakir» nennt sich neckisch die breit angelegte «Finanzierungsanalyse Kirchen»: eine Kosten-Nutzen-Untersuchung im Rahmen des Nationalforschungsprogramms NFP 58 «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft». Wie viel Steuergeld der Mitglieder und welche öffentlichen Beiträge fliessen den beiden grossen Landeskirchen zu? Welche sozialen Dienstleistungen bieten sie im Gegenzug an? Und wie finanzieren sich Freikirchen, jüdische Gemeinden und islamische Gemeinschaften?

Die Fragen von «Fakir» sind brisant. Über kurz oder lang dürfte die Interpretation der Antworten in die politische Debatte einfließen – im Zeichen des Mitgliederschwunds und der periodisch aufflammenden Diskussion, wie legitim die Kirchensteuer für juristische Personen, für Firmen also, sei.

KOSTEN (1). Fakire verlassen ihr Nagelbrett in der Regel unverletzt, weil ihr Gewicht schön gleichmässig auf den vielen Nägeln lagert. Wie prästieren die Kirchen den «Fakir»-Stresstest, den ein Team des volkswirtschaftlichen Forschungsbüros Ecoplan unter der Leitung von Michael Marti erarbeitet und ausgewertet hat? Ziemlich gut, sei vorausgeschickt, und die Vertreter der Landeskirchen reagieren entsprechend erfreut (siehe Kasten unten).

Zunächst beeindruckt die nackten Zahlen: Gut 1,3 Milliarden Franken haben die beiden grossen Landeskirchen 2007 in Form von Kirchensteuern natürlicher Personen eingenommen. Ins Auge fallen dabei die kantonalen Unterschiede: So bezahlt etwa ein durchschnittliches reformiertes Mitglied im Kanton Basel-Stadt jährlich 567 Franken, im Kanton Zürich 301 Franken und im Wallis 11 Franken.

Freikirchen und islamische Gemeinschaften alimentieren sich dagegen via Spenden und Beiträge. Die Israelitische Gemeinde Basel, in der «Fakir»-Studie wird sie exemplarisch untersucht, kann dank ihrer öffentlich-rechtlichen Anerkennung ebenfalls Steuern erheben: Diese sind mit 12 Prozent des Steuervolumens eines Mitglieds sehr hoch.

KOSTEN (2). Zu den 1,3 Milliarden Franken Steuereinnahmen natürlicher Personen entrichtet die Öffentlichkeit zusätzlich 556 Millionen Franken an die Römisch-katholische und die reformierte Landeskirche. Fast die Hälfte davon machen die juristischen Kirchensteuern von Firmen aus, nämlich

264 Millionen Franken. Bemerkenswert: Die reformierten Kirchen profitieren von der öffentlichen Finanzierung stärker als die katholischen, weil die Kantone Bern, Waadt und Zürich, die den Kirchen traditionell mehr öffentliche Mittel zur Verfügung stellen, historisch reformiert sind.

NUTZEN. Welchen Wert haben die sozialen Dienstleistungen der Kirchen im Vergleich zu den Kosten? Die «Fakir»-Studie legt exemplarisch Zahlen für die Kantone Bern und St. Gallen vor. Total 105,8 Millionen Franken kosten die beiden grossen Landeskirchen die Öffentlichkeit im Kanton Bern. Auf 103,1 Millionen Franken berechnet «Fakir» den Gegenwert der sozialen Leistungen durch die Kirchen. Notabene nicht berücksichtigt sind dabei Leistungen für den Denkmalschutz (Kirchenrenovationen), der Eheberatungsstellen und der Gefängnis- und Spitalseelsorge. Im Kanton St. Gallen fallen die Zahlen gar noch besser aus: Kosten von 37,9 Millionen Franken steht hier ein sozialer Nutzen von 57,4 Millionen Franken gegenüber.

Generell stellt «Fakir» fest: Rund ein Viertel bis ein Drittel der geleisteten Arbeitsstunden aller Religionsgemeinschaften fliessen in den Sozialbereich – von der Jugendarbeit über die Erwachsenenbildung bis zur Seniorenarbeit.

AKZEPTANZ. Methodisches Neuland betritt «Fakir» mit der sogenannten «Zahlungsbereitschaftsstudie»: Im Kanton Bern wurde in einer Repräsentativumfrage danach gefragt, wie viel jährlich für das Angebot der Landeskirchen bezahlt würde – angenommen, die obligatorische Kirchensteuer fiele weg. Heraus kam ein hoher Mittelwert von 606 Franken pro reformiertes Mitglied. Zudem erklärten erstaunliche 85 Prozent der Befragten die Kirche als persönlich oder gesellschaftlich wichtig. Allerdings stellen die Autoren wohl zu Recht fest, die Zahlungsbereitschaft würde in einer realen Entscheidungssituation niedriger ausfallen. Zudem: Die auf die Gesamtbevölkerung hochgerechneten «Zahlungsbereitschaften» könnten die Gesamtkosten der Landeskirchen nicht ganz decken.

«Fakir» hat Kosten und Nutzen der Kirchen strikt ökonomisch untersucht. Kein Thema ist der Wert der Religionsgemeinschaften, «die Normen tradieren, Sinn stiften und Solidarität fördern», wie die



Volkswirtschaftler von Ecoplan festhalten. «Fakir» vergleicht auch nicht die Qualitäten der sozialen Dienste, etwa von Landes- und Freikirchen.

WETTBEWERB. Zusammenfassend attestiert «Fakir» den Landeskirchen, «dass die öffentliche Finanzierung als Entgelt für erbrachte Leistungen gerechtfertigt werden kann». Und dass auch Nichtmitglieder «einen relativ grossen Nutzen» aus kirchlichen Angeboten ziehen. Trotzdem erlauben sich die Autoren brisante Fragen «aus Sicht der Ökonomie»: «Wieso sollen gerade Religionsgemeinschaften subventioniert werden und nicht auch andere Anbieter sozialer Dienstleistungen? Und wenn Religionsgemeinschaften: Wieso nur die Landeskirchen? Marktwirtschaftliche Konzepte würden einen offenen Wettbewerb nahelegen.» Gestützt auf «Fakir», müssten die Kirchen diesen Ideenwettbewerb eigentlich nicht fürchten. **SAMUEL GEISER**

Das Buch zur Studie

Mit «Fakir» (Finanzanalyse Kirchen) liegt erstmals eine Gesamtschau der komplexen Finanzierung der Landeskirchen vor. Die Resultate gibts in Buchform.

M. Marti, E. Kraft, F. Walter: Dienstleistungen, Nutzen und Finanzierung von Religionsgemeinschaften in der Schweiz. Verlag Rüegger, Zürich 2010, Fr. 34.–



Theo Schaad, Evangelischer Kirchenbund

DIE PROTESTANTEN

KEIN RÜCKZUG AUF DIE «KERNGEMEINDE»

«Fakir» zeigt schwarz auf weiss: Die Religionsgemeinschaften sind ihren Preis wert. Kirchliche Dienstleistungen nützen der Öffentlichkeit mehr, als sie sie kosten. Das heisst auch: Die Steuer für juristische Personen und die Staatsbeiträge an die Kirchen sind berechtigt. Überrascht hat mich der Befund, dass in der finanzschwachen Neuenburger Kirche vergleichsweise weniger Freiwilligenarbeit geleistet wird als in der besser gestellten Berner Kirche. Das zeigt: Eine Landeskirche, die mehr Festangestellte hat, kann auch mehr Mitglieder zur Freiwilligenarbeit animieren. Generell lese ich aus der «Fakir»-Untersuchung die selbstverständliche Erwartung an die Landeskirchen, ihre kultischen und sozialen Dienste weiterhin allen anzubieten. Will also eine Kirche ihrem öffentlich-rechtlichen Status gerecht bleiben, darf sie sich nicht auf die Kerngemeinde zurückziehen.»



Daniel Kosch, Röm.-kath. Zentralkonferenz

DIE KATHOLIKEN

DAS RISIKO EINER «FUNKTIONÄRSKIRCHE»

«Fakir» schliesst eine Lücke in der Kirchenstatistik, schafft Transparenz – und untermauert die Verankerung der Kirchen: 85 Prozent der Bevölkerung erachten sie als wichtig, aus persönlichen oder gesellschaftlichen Gründen. Die Studie macht die Kirchen aber auch auf Risiken aufmerksam. So zeigt sie markante kantonale Unterschiede auf: Pro Mitglied stehen der katholischen Kirche im Kanton Genf ganze 37 Franken zur Verfügung, im Kanton Zug aber 600 Franken – also sechzehnmal mehr. Da stellen sich für die Kirchen schon Solidaritätsfragen. «Fakir» belegt auch, dass finanziell starke Landeskirchen einen relativ grossen professionellen und administrativen Stellenetat haben. Das Risiko besteht, zur Funktionärskirche zu werden. Der Vergleich mit den Freikirchen, die mehr auf Freiwilligenarbeit setzen müssen, gibt diesbezüglich zu denken.»



Wilf Gasser, Freikirchenverband

DIE FREIKIRCHEN

ANSPRUCH AUF STEUERLICHE ABZÜGE

«Fakir» stellt erstmals alle religiösen Gemeinschaften, ob klein oder gross, auf eine Ebene: «Fakir» vergleicht, ohne zu werten. Die Studie zeigt, dass auch Freikirchen soziale Dienstleistungen anbieten, vor allem in der Jugendarbeit – wenn auch in bescheidenerem Umfang als die Landeskirchen. Dennoch streben die Freikirchen jetzt nicht die öffentlich-rechtliche Anerkennung an, und sie erheben auch keinen Anspruch auf einen prozentualen Anteil an der juristischen Kirchensteuer. Aber wir möchten, dass Spenden an Freikirchen wieder steuerabzugsberechtigt werden, wie vor der Steuerharmonisierung – so wie das Zuwendungen an die Landeskirchen auch sind. «Fakir» sieht alle Gemeinschaften im gleichen Boot: Vielleicht hilft uns dar um die Untersuchung, das Gemeinsame jenseits der konfessionellen und religiösen Grenzen besser wahrzunehmen.»



Daniel A. Rothschild, Israelit. Gemeindebund

DIE JUDEN

GRENZEN DER SELBSTFINANZIERUNG

«Fakir» belegt, dass die öffentliche Finanzierung und die dafür geleisteten Dienste der Religionsgemeinschaften im Gleichgewicht sind. Die Studie zeigt auch, dass in allen Glaubensgemeinschaften viel Freiwilligenarbeit geleistet wird. Im Finanzierungssystem sehe ich keinen Änderungsbedarf, etwa die Erhebung einer Gebühr auf bezogenen Dienstleistungen. Die Solidarität gehört zur Religion – und eine Einkommenssteuer für alle ist solidarischer als eine Gebühr. Fakir zeigt auch, dass die jüdischen Gemeinden ihre Friedhöfe, Schulen und ihr Fürsorgewesen selbst finanzieren. Das ist Teil des jüdischen Selbstverständnisses. Aber wir verstehen nicht, dass jüdische Gemeinden bis zu zehn Prozent ihres Budgets für die Sicherheit ihrer Mitglieder und Einrichtungen aufbringen müssen. Als Schweizer Bürger dürften wir eine staatliche Beteiligung erwarten.»

I WOTT NÜT GSEIT HA

FREDU AEGERTER
spricht über sich, Gott
und die Welt



CARTOON: MAX SPRING

Ein Sohn ist uns gegeben

Diesmal solle es ein ruhiger Advent werden, meinte das Greti. Es möchte sich dieses Jahr einmal so richtig schön Zeit nehmen. Zeit, um besinnlich zu werden, Zeit, um das Haus zu schmücken und Gützi zu backen. «Richtig einhüseln wollen wir uns», strahlte das Greti.

ALS ERSATZ. Und deshalb, fügte das Greti an, habe es sich gleich für den ganzen Dezember bei der Kirchengemeinde abgemeldet. Das heisst, es helfe nur mit beim Weihnachtsspiel der KUW-Kinder mit. Und dann habe es sich halt auch noch auf die Piktelliste für den Besuchsdienst einschreiben lassen. Als Ersatz für das Hanni. Aber mehr wirklich nicht.

ZU BESUCH. Es geschah dann aber zu jener Zeit, als ich am Küchentisch stand und den Mailänderleig knetete, wie das Greti mir gezeigt hatte, da läutete es. Das Greti war noch schnell vor Ladenschluss in die Papeterie gegangen. Vor der Tür stand ein Mann in einem langen Mantel. Er komme direkt vom Flughafen und suche die Frau, die hier wohne. Ich sagte, die Frau, die hier wohnt, ist nicht da, und wir hätten auch kein Interesse. Eine Viertelstunde später kam das Greti nach Hause und brachte den Hausierer mit. Das sei kein Hausierer, meinte das Greti, und es sei auch anders, als ich denke. Aber ich müsse jetzt absitzen. «Und die Mailänderli?», fragte ich. Dafür haben wir jetzt keine Zeit, sagte das Greti.

VOLLER IDEALE. Dann erzählte es, der Hausierer, das sei Antonio. Vor vielen Jahren, lange bevor sie mich kennengelernt habe, habe es in ihrem Dorf nämlich einen Pfadileiter gegeben, für den damals alle geschwärmt hätten. Als dieser später Priester geworden sei, habe es, das Greti, ihm während den Ferien jeweils den Haushalt im Pfarrhaus gemacht.

MIT GESCHICK. Ja, und dann sei das eben passiert. Antonio sei entstanden. Sie seien ja noch so jung gewesen und so voller Ideale. Deshalb habe sie dem Priester auch versprechen müssen, dass sie ihn nicht verrate. Antonio sei im Heim gross geworden, während das Greti den Semer gemacht habe. Ihr Sohn habe es dann weit gebracht. Mit Finanzsachen und so. Er sei Börsenmakler geworden, und sein Vater habe ihm stets geholfen mit der Vatikan Bank. Auch ihm, dem Greti, hätte er so mängs zuegha. So habe sie sich denn auch das Haus kaufen können. Heute lebe Antonio in Dubai. Und Antonios Vater in Rom.

GANZ EHRlich. Und jetzt stand also dieser Antonio auf einmal hier, bei uns vor der Tür. Das sei, wie wenn ihr Sohn ihr noch einmal gegeben würde, sagte das Greti, und es werde den Antonio jetzt nicht mehr verleugnen! Nie mehr! «Und stell dir vor», meinte das Greti, «das Schönste ist: Antonio will, dass wir Weihnachten mit ihm zusammen in Dubai feiern!»



Jedes Törchen so gross wie eine Kartoffelkiste: Adventskalender bei Jakobs in Bätterkinden

BILD: GABRIELA SUTERLIN

Täglich grüsst Maria

ADVENT/ Auch heuer gibt es in Bätterkinden die Weihnachtsgeschichte zu bestaunen – im grossen Adventskalender auf dem Hof der Familie Jakob.

Eigentlich wollten es die Jakobs nur einmal tun: an der Front ihres Bauernhauses in Bätterkinden einen Adventskalender aufbauen. Doch das grossformatige Werk fand so sehr Anklang, dass die Leute nach einer Fortsetzung fragten. So kam es, dass die Familie Jakob das Ereignis zu einer Tradition machte. «Heuer gestalten wir den Kalender zum neunten Mal», sagt Regula Jakob.

DANKEN. Am Anfang war die Idee der Schwiegermutter, Ruth Jakob. Sie wollte sich mit einem besonderen Adventskalender bei den Kunden des Hofladens bedanken. Man setzte sich zusammen – Eltern, Sohn, Töchter und deren Partner –, besprach, kreierte, skizzierte, verwarf und begann von Neuem. Bis man wusste, was man wollte: die Weihnachtsgeschichte mit Figuren darstellen und in 24 Szenen erzählen. Die Bilder sollten gross und gut sichtbar sein, und so griffen die Jakobs zu 24 Kartoffelkisten, 80 mal 120 Zentimeter, und stellten sie doppelstöckig vor die Front ihres stattlichen Bauernhauses.

BESINNEN. «Unser Adventskalender ist ein Familienprojekt», sagt Regula Jakob, «jeder tut das, was seinen Fähigkeiten entspricht.» Die Frauen kümmern sich ums Malen der Kulissen und das Nähen der Kostüme, die Männer um das Drechseln der Figuren und das Installieren der Beleuchtung. Tagelang wird vorbereitet und gemalt, zugeschnitten und genäht, aufgezeichnet und gesägt.

Bereits im Sommer wird die ausgewählte Geschichte «in 24 sinnvolle Abschnitte geteilt». Im ersten Jahr war es die biblische Weihnachtsgeschichte, in den folgenden stand einmal ein Hirte im Mittelpunkt, ein andermal die Tochter des Wirtes. Heuer wird es Maria sein.

Und dann, ab dem 1. Dezember, wird der Kalender wieder Abend für Abend in weihnächtlichem Licht erstrahlen, wird Scharen von Menschen anziehen, junge und alte, und wird – weil der Hof an der Strasse zwischen Bätterkinden und Fraubrunnen liegt – auch vielen Pendlern auffallen. «Immer wieder halten Autofahrer an und nehmen sich Zeit, die

Bilder zu betrachten», sagt Regula Jakob. Und das ist genau, was die Jakobs wollen: Menschen ein Innehalten ermöglichen.

WARTEN. Manchmal erweise sich auch ein Stau auf der nahen Autobahn als Geschenk. So entdeckten Leute den Kalender, die sonst nie vorbeifahren würden. Andere pilgerten täglich her, um jedes einzelne Fenster aufgehen zu sehen. Es gebe aber auch Leute, die verlangten, hinter die noch geschlossenen Tore blicken zu dürfen, «weil sie keine Zeit haben, noch einmal zu kommen». Dafür hat Regula Jakob kein Verständnis. «Der Sinn eines Adventskalenders ist es nun einmal, dass jeden Tag nur ein Tor aufgeht», sagt sie, «und daran gibt es nichts zu rütteln.»

Rütteln könnte einzig der Wind am Adventskalender. Deshalb schrauben die Jakobs die rund fünfzig Figuren am Boden der Kartoffelkisten fest. Und damit nachts nicht etwa Katzen in den weihnächtlichen Bildern schlafen, kommt um neun Uhr ein Deckel drauf. **REGULA TANNER**

Advent im Grossformat

Vom 1. bis 24. Dezember geht auf dem Berchtoldshof in Bätterkinden täglich ein grossformatiges Adventsfenster auf. Kurz vor Weihnachten wird ab und zu auch Glühwein aus-geschenkt.

1. Dezember bis 6. Januar (10–21 Uhr): Familie Jakob, Berchtoldshof, Bernstrasse 32, 3313 Bätterkinden
www.berchtoldshof.ch



Iwan Schulthess, Pfarrer in Jegenstorf, nimmt neu im Synodalrat Einsitz

Neu in der Synode, neu im Synodalrat

BERNER KIRCHE/ Das Parlament der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn wählt den Jegenstorfer Pfarrer Iwan Schulthess, 49, in die Kirchenleitung.

«Jede Kultur ist ein unentrinnbares Vorurteil: Man denkt mit dem, was man glaubt»: Mit diesem Zitat plädierte Alterspräsident Andreas Anderegg (Oberdiessbach) in seiner Eröffnungsansprache für «das Wagnis Toleranz». Wichtigstes Geschäft der konstituierenden Sitzung des Kirchenparlaments vom 10. November war die Wahl des Nachfolgers von Synodalrat Gottfried Locher, der ab 2011 den Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK) präsidiert. Die Synode wählte Pfarrer

Iwan Schulthess (Jegenstorf) in die siebenköpfige Exekutive der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn – als Vertreter der Positiven Fraktion. Gut an der Kirche sei, dass sie ihren Gründer nicht loswerde, sagte Iwan Schulthess in Anlehnung an ein Bonmot von Peter Bichsel. «Jesus steht für Freiheit, Hoffnung, Frieden.» Iwan Schulthess hat sich vor allem für die Kinderkirche und die Medienarbeit engagiert. Während zehn Jahren war er zudem «saemann»-Vorstandsmitglied.

SYNODALRAT. Bestätigt im Amt wurden Synodalratspräsident Andreas Zeller, Vizepräsidentin Pia Grossholz-Fahrni sowie die Synodalratsmitglieder Lucien Boder, Claudia Hubacher, Ulrich Krebs und Stefan Ramseier. Bei der Wiederwahl in die Kirchenregierung erzielten Lucien Boder, Pia Grossholz und Hans-Ulrich Krebs die Bestresultate.

SYNODE. Die konstituierende Synode für die Legislatur 2010 bis 2014 bestellte auch ihr Präsidium: Andreas Schmid (Bern), Mitarbeiter des Apothekerverbands Pharmasuisse, ist neuer Präsident des Parlaments der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn; Robert Gerber, Polizeikommandant in Grenchen, übernimmt das Vizepräsidium.

SITZE UND BERUFE. Im neuen Kirchenparlament belegen die Frauen wie in den vergangenen Legislaturen über 80 der 200 Sitze. Stärkste Berufsgruppe in der Synode sind, und dies traditionell, die Pfarrerinnen und Pfarrer (36 Synodale), gefolgt von den Lehrpersonen (30), den Haus- und Familienfrauen (24), den leitenden Angestellten (15) und den Beschäftigten aus dem Gesundheitsbereich (10).

Vertreten sind aber auch technische Berufe (9 Synodale), Landwirte und Bäuerinnen (6), Handwerksmeister (4), Universitätsdozenten (3) sowie Verkäuferinnen (2). **SAMUEL GEISER**

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info

Redaktion:
BE: Rita Jost (rj), Samuel Geiser (sel), Martin Lehmann (mlk)
AG: Annetreg Ruoff (aru), Anouk Holtzhuizen (aho), Sabine Schüpbach (sas)
GR: Reinhard Kramm (rk), Fadrina Hofmann (fh), Rita Gianelli (rig)
ZH: Jürgen Dittrich (jed), Christine Voss (cv), Delf Bucher (bu), Käthi Koenig (kk)
Blattmacher: Martin Lehmann
Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss
Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal
Druck: Ringier Print Adligenswil
Gesamtauflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Bern

Herausgeber: In den Kantonen Bern, Jura und Solothurn wird «reformiert.» vom Verein «saemann» herausgegeben. Ihm gehören jene Kirchgemeinden an, die «reformiert.» als Informationsorgan abonniert haben.

Präsidentin: Annemarie Schürch, Ersigen
Auflage Bern: 324 276 Exemplare
Redaktion: Postfach 312, 3000 Bern 13
Tel. 031 398 18 20; Fax 031 398 18 23
redaktion.bern@reformiert.info
Geschäftsstelle: Silvia Kleiner, Rosmarie Stalder, Postfach 312, 3000 Bern 13
Tel. 031 398 18 30; Fax 031 398 18 23
verlag.bern@reformiert.info

Inserate: Anzeigen-Service, Preyergasse 13, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 30; anzeigen@reformiert.info
Inserateschluss 1/11: 1. Dezember 2010
Abonnemente und Adressänderungen: Schläfli & Maurer AG, Postfach 337, 3800 Interlaken, Tel. 033 828 80 80; Fax 033 828 81 90
abo.reformiert@schlaefli.ch
Einzelabos (12 Ausgaben pro Jahr): Fr. 20.–
Druckvorstufe Gemeindefseiten: Schläfli & Maurer AG, 3800 Interlaken
info.reformiert@schlaefli.ch

Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern, kontrollierten Herkünften und Recyclingmaterialien
www.fsc.org Zert.-Nr. SCS-COC-2702
© 1996 Forest Stewardship Council

REPORTAGE/ 1 Haus, 5 Stockwerke, 50 Bewohner, 1000 Geschichten: In der «Herberge zur Heimat» in Zürich haben obdachlose Männer ein Zuhause gefunden. «reformiert.» hat einen Tag dort verbracht.

EDITORIAL

MARTIN LEHMANN
ist «reformiert.»-
Redaktor in Bern



... und fanden eine Herberge

Die Weihnachtsgeschichte ist eine schöne Geschichte: Sie erzählt von Hoffnung und Neubeginn, von Mutterglück und Vaterstolz, von singenden Engeln und grosszügigen Königen. Aber sie erzählt auch davon, wie ein Mann und eine Frau auf der verzweifelten Suche nach Obdach sind. Wie sie allenthalben auf Ablehnung und zugeschlagene Türen stossen und wie sie, «weil sie in der Herberge keinen Platz finden» (Luk. 2, 7), schliesslich abseits, zwischen Getier und Gerümpel, in einem Stall unterkommen – bevor sie wieder flüchten müssen vor einem Despoten.

HELL UND DUNKEL. Jene, die auf den folgenden Seiten vorgestellt werden, haben einen Platz in der Herberge gefunden – buchstäblich: in der «Herberge zur Heimat» in Zürich, einem Wohn- und Durchgangsheim für fünfzig obdachlose und alleinstehende Männer. Männer, die irgendwann und irgendwie aus der Bahn geworfen wurden. Die meist auf eine lange Sucht- oder Krankengeschichte zurückblicken. Die keine Angehörigen mehr haben. Oder solche, die nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollen.

ARM UND REICH. Die «Herberge zur Heimat» in Zürich liegt mitten im Oberdorf, zwischen Luxusläden und Edelboutiquen. Und so treffen in diesem Quartier stets auch zwei Welten aufeinander: jene der Emporgekletterten auf jene der Runtergefallenen. 2000 Jahre nach der ersten Weihnachtsgeschichte ist nämlich auf Erden vieles gleich geblieben: Noch immer gibt es Palastmenschen und Stallmenschen, Mächtige und Ohnmächtige, Wohlstand und Armut, Glück und Elend. Daran darf und soll man sich stören – an Weihnachten sowieso.

Fingerzeig: Hilfe für Obdachlose

DELFBUCHER, ANOUK HOLTHUIZEN TEXT / ANDRI POL BILDER

7:04

Beim Eingang

Monumental reckt sich der steinerne Finger in den grauen Himmel. Das moralische Mahnmal – es soll darauf hinweisen, dass hier christliche Hilfe geleistet wird – ist über dem Portal der «Herberge zur Heimat» angebracht. Der beissende Zigarettenrauch im Hauseingang verrät aber, dass hier keine stocknüchternen Gesundheitsapostel regieren. Jetzt, kurz nach sieben Uhr, sind jedenfalls im Raucherraum mehr Leute bei der Morgenzigarette anzutreffen als im Restaurant beim Zmorge.

Dort sitzen ein paar Männer schweigend vor ihren Tellern. Nur in der Ecke gehts schon lebhaft zu: Kurt Frehner*, ein feuriger Homo politicus, debattiert fürs Leben gern; so gern, dass er gar nicht merkt, dass sein Visavis zu dieser frühen Stunde noch gar nicht aufnahmebereit ist. Aber Frehner erklärt ihm unbeirrt, dass es Jerry Brown geschafft habe, Gouverneur von Kalifornien zu werden. Frehner interessiert sich für alles, und als NZZ-Leser kommen ihm Wörter wie «dereguliert» oder «restrukturiert» leicht über die Lippen – aber hinter seiner klugen Rede offenbart sich bald das Drama: Da ist ein intelligenter Mensch aus der Bahn geworfen worden. Oder wie er selbst sagt: «Irgendwann bin ich durchgeknallt.» Frehner hat schwere Depressionen – seit er vor zwanzig Jahren den Job bei der PTT hinge-schmissen hatte und durch Indien gereist war: «Als ich zurückkam, fiel ich in ein Loch. Ich gab meine Beziehung auf, und, tammi, ich fand einfach keinen Job mehr.»

Jetzt lebt Frehner in der «Herberge zur Heimat», konsumiert seine Psychopharmaka genauso regelmässig wie die Zigaretten – und hadert mit dem Schicksal. «Als Fünfzigjähriger hat man es schwer hier. Den Alten ist es egal, dass die Tür pünktlich um 23.30 Uhr zugesperrt wird und man keine Frauen aufs Zimmer nehmen kann – uns Junge aber ärgert das.»

8:30

Restaurant

Dabei ist das Regime liberal: In der «Herberge zur Heimat» wird niemand bevormundet, die Bewohner sollen keinem «Rehabilitationsdruck» mehr ausgesetzt werden, wie es Heimleiter Maurus Wirz ausdrückt: «Die meisten haben eine lange Achterbahnfahrt durch soziale Institutionen, Therapieeinrichtungen und psychiatrische Kliniken hin- ▶



Weitsicht: Blick von der Dachterrasse



Information: Offenes Ohr am Empfang



Gemeinschaft: Nacht in der WG



Rückzug: Lektüre im Fernsehzimmer

► ter sich. Wer sie zur Abstinenz zwingt, schränkt ihre Lebensqualität ein», sagt Wirz nüchtern. Trotzdem kommt das Bier nur im Bauch in die Herberge – nicht in der Büchse. Wer Alkohol reinschmuggelt, muss mit einer Verwarnung rechnen, und fortgesetzte Regelverstösse können zum Ausschluss führen.

Was von den Bewohnern unisono geschätzt wird: dass das Heim mitten in Zürich liegt, unweit von Bellevue, See und Limmatquai. Herbert Scheidegger macht fast täglich einen Ausflug auf den Zürichberg. Er fällt auf mit seiner schlohweissen Mähne und seiner Brille, die er mit Vogelfederchen geschmückt hat. Vögel spielen sowieso eine grosse Rolle in seinem Leben. Denn auf dem Weg hinauf zum Zoo zählt er nach einem ganz besonderen System die Spatzen: «nach dem Dualsystem von IBM». Dabei hat er festgestellt, «dass es nur noch 400 sind und nicht mehr 600 wie früher». Das erzählt er Christoph Sigrist, dem Heimpfarrer, der gekommen ist, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Der Einbruch der Spatzenpopulation ist für Scheidegger ein schlechtes Omen – aber es gibt Hoffnung: nämlich die jüngst entdeckte Galaxie, die dreizehn Milliarden Lichtjahre von der Erde entfernt liegt. «Es soll dort Wasser geben», sagt er zu Pfarrer Sigrist – und witzelt bibelkundig: «Dazu passt doch gut der H2O-Psalms von David, nicht?» Sigrist, der Scheidegger schon lange kennt und gelernt hat, sich in das dadaistische Denkgebäude des Spatzenzählers hineinzusetzen, rezitiert geistesgegenwärtig den Psalm 23: «Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen. Er lässt mich lagern auf grünen Auen und führt mich zum Ruheplatz am Wasser.»

Um diese Krankschreibungen gehts jetzt auch im Teamrapport. Denn Herr Reber hat seine Absenz weder seiner Bezugsperson noch der Pflegerin auf der Krankenstation mitgeteilt. Auch über Herrn Lutz wird diskutiert, der seit Wochen zu wenig isst. «Ich habe einen nicht angerührten Teller unter seinem Bett entdeckt», sagt eine Betreuerin. Alle sollen nun sein Essverhalten im Auge behalten.

10:05 Wohngemeinschaft

Vom Rapport geht Betreuerin Frida Lieber direkt hinauf in den fünften Stock, wo neun Insassen in einer Wohngemeinschaft leben. Frau Lieber begrüsst ihre Männer mit grossem Hallo und nimmt den Staubsauger in die Hand. «Sonst machen die Männer alles selbst, aber aufnehmen und saugen, das machen wir», sagt sie. Einmal pro Woche, immer am Mittwoch, wird hier selbstständig gekocht: «als Übung, damit die Männer vielleicht dereinst den Sprung ins unbetreute Wohnen schaffen», wie Frida Lieber sagt.

Auch Markus Augsburgers wohnt in der WG, in einem Zimmer mit Blick aufs Grossmünster. Von seiner gepflegten Erscheinung, seiner kultivierten Sprache und seinem höflichen Auftreten her würde niemand darauf kommen, dass ihn das Schicksal an den Rand der Gesellschaft gedrängt hat. Aber er ist, wie viele andere hier, in eine tiefe psychische Krise geraten. Heute hat er wieder Tritt gefasst und bearbeitet in einer geschützten Werkstatt «Versicherungsdossiers, die auch in Französisch und Italienisch verfasst sind», wie er stolz sagt.

Aber ins raue Wirtschaftsleben wechseln will er trotzdem nicht: Zu alt sei er, zu lückenhaft seine Berufsbiografie und zu gross seine psychischen Schwankungen. Ohnehin mag er jetzt nicht über Zukunftsperspektiven reden. Lieber erzählt er von seinem Steckenpferd Origami, der asiatischen Papierfaltekunst. Besonders gern präsentiert er den Aureliusstern, von dessen dreissig Teilen jeder sechszehnmals gefaltet ist.

9:20 Teamzimmer

Im ersten Stock, vor dem Arztzimmer, warten die ersten Bewohner auf die Visite: auch Hans Reber, der seit einer Woche seiner Arbeit in einer geschützten Werkstatt nicht mehr nachgehen kann und hofft, vom Heimarzt krankgeschrieben zu werden.

FACTS & FIGURES

HERBERGE, HISTORISCH

«HEIMAT FÜR RANDEXISTENZEN»

Mitte 19. Jahrhundert setzte europaweit ein regelrechter Gründerboom von evangelischen Herbergen ein: Besorgt, dass mittellose Wanderer auf der Gasse dem Alkohol verfallen würden, gründeten protestantische Pfarrer 1854 in Bonn die erste «Herberge zur Heimat». Dutzende sollten folgen, auch in Bern, St. Gallen und Zürich (1866). Die Herbergen wollten aber nicht nur fürs leibliche Wohl der Einkehrenden sorgen, «sondern auch auf ihre sittlich-religiöse Bewahrung und Förderung einwirken», wie Carl August Meier, einer der ersten Herbergsväter des Zürcher Wandergesellenheims, betonte. Die Geschichte der «Herberge zur Heimat» in Zürich ist auch ein Spiegel der Wirtschaftsgeschichte der Stadt: Zwischen 1920 und 1940 beherbergte das Haus an der Geiger-

gasse 5 im Oberdorf vorab Arbeitssuchende und Bettler. In den Sechzigern fanden viele Saisoniers eine Bleibe. Ab 1970 wurde die Herberge vermehrt zur «Heimat für Randexistenzen» (NZZ), für Drogenkonsumenten und psychisch Kranke. 1983 wurde das von einer Stiftung der evangelischen Gesellschaft getragene Haus totalsaniert, die Bettenzahl auf 50 halbiert (36 Einzel-, 7 Doppelzimmer). Die Auslastung von 99,4% zeigt: Die Herberge ist beliebt, vor allem unter älteren Menschen. 31 Bewohner sind über 60 Jahre alt. Für viele ist die weiterhin Männern vorbehaltene Herberge, die auch über eine Leichtpflegestation verfügt, tatsächlich zur Heimat geworden: 39 der 50 Bewohner wohnen ganzjährig dort. **BU**

www.herberge-zh.ch



Handwerk: Anzündhilfen fürs Cheminée

10:45 Wäscherei

In der Wäscherei faltet Ruedi Escher akkurat und ohne Eile Leintücher. Sein glasiger Blick ist gezeichnet von der dauernden Einnahme starker Medikamente. Sie bestimmen seine Fühlen und sein Denken. Escher spricht von unerwünschten Nebenwirkungen, pharmakologischen Besonderheiten und mangelnder Therapieeffizienz. Die Wortwahl zeigt: Man hat es mit einem Mann zu tun, der sich früher die Welt erschloss, indem er Buch um Buch verschlang. Aber seine Bibliothek existiert nicht mehr, er sei, wie er sagt, «irrtümlich zwangsgeräumt» worden. Nach der Matur gab es nur noch berufliche Abbrüche und ins Leere gehende Anfänge. Neuerdings versucht er es als Gasthörer an der Universität im Fach Publizistik. «Ich kann mir durchaus vorstellen, einmal wieder allein zu wohnen.» Nur fürchte er seine Müdigkeit.

12:20 Dachterrasse

Kein Ziel vor Augen: Das haben viele hier. Kurt Baumann, der sich für die Verdauungszigarette auf die Dachterrasse zurückgezogen hat, sagt: «Wir sitzen hier herum wie die Schauspieler im Theaterstück «Warten auf Godot» von Samuel Beckett.» Baumann, Mitte fünfzig, sieht aus wie ein Rocker: lange Haare, Ledergilet, schwarzer Pulli. An der linken Hand trägt er einen Siegelring: «Den hab ich meinem Vater abgenommen, als er auf dem Totenbett lag.» Baumann hat das Lehrerseminar besucht, in einem Erziehungsheim gearbeitet und dann auf Plakatmaler umgesattelt. «Ich habe 34 Plakate für die Filme von Bud Spencer und Terence Hill gemalt – dabei kann ich die zwei Typen nicht ausstehen!» Warum er in der Herberge wohnt, weiss er nicht genau. «Die Leute meinen wohl, ich sei gaga.» Später wird er von Alkoholproblemen berichten. Baumann will so schnell wie möglich wieder eine eigene Woh-

nung. «Das hier ist das Neandertal: Wir haben nicht mal Computer, und die Leute sind alle verrückt.» Nutten und Künstler, das sei seine Welt. Er drückt die Zigarette aus und sagt nachdenklich: «Aber vielleicht sollte ich mich doch hier einrichten.» Immerhin habe Wilhelm Busch gesagt: «Wer allein ist, hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut.»

13:40 Atelier

Im Atelier können die Bewohner vor- und nachmittags zwei Stunden arbeiten. Bruno Wüthrich, ein Mann mit sprachlichem Erfindungsgeist, hat für den Ort längst einen Namen gefunden: Burg zu Hölzli. Dies sei ja nicht mit dem Burghölzli, der Psychiatrischen Klinik, zu verwechseln, «das sollte sowieso Burgtheater heissen, wegen der raschen Auf- und Abtritte der Patienten». In der Burg zu Hölzli werden Hölzli gespalten, um eine Zündschnur gerollt, in Wachs getaucht und schliesslich als Anzündwürfel verkauft. Vier Franken pro Stunde verdient, wer mitarbeitet. Heute schaut René Sonderegger, der Zivildienstleistende, zum Rechten. «Wir hoffen, dass neben der sinnvollen Beschäftigung auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht», erklärt er. Sogleich lästert Wüthrich: «Und das fröhliche Personal, das uns einmal im Monat grüsst, leistet einen guten Beitrag dazu.» Gelächter. Ohnehin ist die Stimmung im Atelier gut, und Wüthrich sagt versöhnlich: «Ich bin froh über das Arbeitsangebot, das dem Tag eine Struktur gibt.» Im Nachsatz kann er sich aber einen Spruch nicht verkneifen: «Und Strukturen sind bekanntlich das Allerwichtigste in der Schweiz.» Gelächter.

15:40 Teamzimmer

Nachmittagsrapport. Ein Bewohner hat zwei Arzttermine verpasst – wie konnte das passieren? –, und

BEAT WERTHMÜLLER, BEWOHNER

«HIER HABE ICH MEINE RUHE»

Beat Werthmüller* ist oft im Raucherzimmer anzutreffen. Mit kerzengeradem Rücken sitzt er dann an einem Tisch, trinkt Kaffee und beobachtet mit seinen dunkelbraunen Augen, wer ein und aus geht. Zwischen dem linken Zeige- und dem Mittelfinger glimmt ununterbrochen eine Zigarette. Dort, wo der Filter die Haut berührt, sind dunkelbraune Flecken. Manchmal versucht er sie wegzuputzen. Dann kratzt er so fest, bis es blutet.

Werthmüller ist 58 Jahre alt. Bevor er vor einem Jahr in die «Herberge zur Heimat» einzog, hatte er einige Monate auf den Strassen Zürichs gelebt. Zwischendurch auch mal in einer Einzimmerwohnung in Affoltern. Vorher in einem Zimmer der Heilsarmee und noch früher in einer therapeutischen Wohngemeinschaft. Bis zu seinem 43. Geburtstag war sein Leben in geordneten Bahnen verlaufen. Er arbeitete als selbstständiger Rechtsberater und hatte eine Partnerin. Dann wurde er krank. «Paranoide Schizophrenie», sagt er nur. Nach einem Aufenthalt in der Klinik konnte er nicht in seinen Beruf zurück: «Es hatte sich herumgesprochen, dass ich Wahnvorstellungen hatte.» Man habe ihm angeboten, gratis in einem Anwaltsbüro zu arbeiten. Das liess sein Stolz nicht zu: «Ich lehnte ab. Warum sollte ich das tun?»

In der Herberge fühlt er sich wohl. «Ich habe meine Ruhe, das ist nicht in allen Heimen so.» Er unterhält sich ab und zu mit Männern im Haus, aber das seien keine Freundschaften. Seine Schwester hat er seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen: «Sie will nichts mehr mit mir zu tun haben.» Auch Bekannte von früher sieht er nicht mehr: «Sie können wohl nicht mehr mit mir umgehen.» Morgens spaziert Werthmüller häufig dem See entlang. Dort, wo er schon als kleiner Junge an der Hand seiner Eltern ging. Nachmittags spaltet er im Atelier Holz, das zu Anzündhilfen zusammgebunden wird. Das gefalle ihm.

Beat Werthmüller liest gerne Bundesgerichtsurteile. Dann überlegt er sich jeweils, wie er entschieden hätte. Auch studiert er Mathematikbücher. «In der Mathematik ist alles beweisbar. Richtig und falsch hängen von der Logik ab und nicht von Brauchtum und Sitten. Unser Leben ist sowieso überreglementiert.» Er verstehe zum Beispiel nicht, warum es einen Zwang zum Tragen von Krawatten gebe oder warum sich Frauen so und Männer so verhalten sollen. «Die offizielle Rechtsordnung würde genügen!», ereifert er sich. «Wir brauchen nicht so unsinnige Regeln.» Er zieht an seiner Zigarette und schweigt lange. **AHO**

LENA GUJER, BETREUERIN

«MANCHMAL BRAUCHT ES SANFTEN DRUCK»

«Dies ist mein erster Job auf meinem Beruf als Pflegefachfrau. Ich bin 28-jährig und mache meine Arbeit in der «Herberge zur Heimat» sehr gern. Hier leben Menschen, die man im Alltag draussen kaum sieht. Ich darf an ihren Lebensgeschichten teilhaben und für sie da sein. Für einige Männer bin ich wie eine Mutter, und das geniessen sie. Ich bekomme viel zurück. Es ist schön, wenn ein Bewohner und ich es hinbekommen, dass er regelmässig ins Atelier geht. Oder sich duscht. Denn das kann ein Kampf sein: Die Hygiene ist vielen Männern hier nicht mehr wichtig. Wenn ein Mann sich weigert zu duschen, versuche ich es mit sanftem Druck. Zum Beispiel indem ich sage, er bekomme sein Tag-

geld erst, wenn er sich gewaschen habe. Aber letztlich setze ich das nicht als Zwang ein: Wenn einer sich dann nur kurz mit dem massen Kamm durch die Haare fährt und anschliessend behauptet, er habe geduscht, dann ist das okay.

Ich erlebe auch sehr anstrengende Momente, denn manche Bewohner erfordern viel Geduld. Auch tut es weh, zu sehen, wenn ein Mann, der durch den Alkohol bereits krank ist, sich weiterhin am frühen Morgen zuerst einige Flaschen Bier kaufen geht. Oder wenn jemand abends betrunken im Eingang liegt und ich ihn reintragen muss. Aber ich habe akzeptiert, dass meine Möglichkeiten zu helfen, nicht unendlich sind.» **AHO**

CHRISTOPH SIGRIST, HEIMPFARRER

«DIE SPANNENDSTEN FRAGEN»

Zweimal im Jahr geht die Kollekte des Zürcher Grossmünsters an die «Herberge zur Heimat». «Im Oktober waren das 3800 Franken», freut sich Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist. Er ist der Seelsorger für die Herbergsbewohner, und für ihn ist klar, wie der aufgereckte Zeigefinger am Eingang zu verstehen ist: «Der Finger zeigt nach oben, zu Gott, für den alle Menschen gleich sind – egal, was für eine Leistung sie erbringen.» Der Pfarrer ist jede Woche einmal in der Herberge präsent. Dann setzt er sich ins Restaurant und spricht mit den Bewohnern über deren Nöte. «Bei diesen Gesprächen lerne ich unglaublich viel», sagt er. Fünf bis zehn Männer aus der Herberge kämen zudem regelmässig in seine Gottesdienste –

und stellten im Nachgespräch zur Predigt stets die spannendsten Fragen. Früher habe jeder Herbergsbewohner, der sonntags den Gottesdienst besucht habe, jeweils fünf Franken für die Kollekte mit auf den Weg bekommen – aber damit habe man wieder aufgehört: «Das Geld wurde meist verflüssigt.»

Sigrist ist sogar im Ausland für die Bewohner erreichbar – und kehrt etwa für eine Abdankung auch von weither zurück. Es seien jeweils die eindrücklichsten Bestattungen in der Zwölfbotenkapelle des Grossmünsters – «dort, wo sonst nur Staatsmänner verabschiedet werden» –, wenn die Herbergsleute einem der Ihren die letzte Ehre erweisen. **BU**

MAURUS WIRZ, HEIMLEITER

«FÜRS LEBEN SELBST VERANTWORTLICH»

Seit zwei Jahren ist Maurus Wirz der Herbergsleiter. Als «Landei» – er wohnt in Steinhausen ZG – habe ihn die Luft der Grossstadt Zürich gereizt. Und gereizt hat ihn vor allem das Konzept der Herberge, die den Männern langfristig eine Heimat bieten will. «Normalerweise werden Bewohner von IV-Heimen mit 65 Jahren zur nächsten Institution weitergewiesen», sagt Wirz. Dank der Leichtpflegeabteilung könnten ihre Bewohner bis zum Lebensende in der Herberge bleiben.

Das ist denn auch das Kernstück der Philosophie des Hauses: Nach einem meist langen Marsch durch zig Sozialinstitutionen sollen die Bewohner der «Herberge zur Heimat» nicht länger zur Re-

sozialisierung therapiert werden. Den Grundsatz, «jedem seinen eigenen Gestaltungsraum zu lassen», findet Wirz zentral. Mit niederschweligen Angeboten – etwa dem neu eingerichteten Arbeitsatelier – soll den Menschen ohne Druck eine Beschäftigungsmöglichkeit angeboten werden: «Das stärkt das Selbstwertgefühl und strukturiert den Tag.» Trotzdem: Für viele Bewohner ist die Herberge Endstation. Stumpft die Massierung solcher Schicksale, geprägt von Sucht und Scheitern, nicht ab? «Überhaupt nicht», sagt Maurus Wirz, «ohne Empathie kann man diese Arbeit nicht machen.» Fügt aber hinzu: «Wichtig ist allerdings auch, zu akzeptieren, dass jeder für sein Leben selbst verantwortlich ist.» **BU**

DR. ANDREAS ROOSE, HEIMARZT

«WIE DIE DEPENDANCE DES BURGHÖLZLI»

Eines stellt der langjährige Arzt der Herberge zur Heimat, Andreas Roose, gleich von vornherein klar: Das Etikett des idealistischen Armenarztes schätzt er nicht. «Das ist Sozialkitsch. Ich mache meine Arbeit in der Herberge genauso gern und genauso professionell wie in der Praxis.» Die «Herberge zur Heimat», wo Roose jeden Mittwoch zwischen acht und neun Uhr für medizinische Konsultationen bereitsteht, ist in seinen Augen so etwas wie die kostengünstige Dependance der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli. Denn viele der Herbergsbewohner sind schizophrene oder leiden unter schweren Depressionen. «Aufgrund ihrer weniger schwer wiegenden Krankheiten wären sie im Burghölzli falsch platziert.»

Roose weiss aus jahrelanger Erfahrung, dass viele psychisch Kranke «sehr intelligent sind und darunter leiden».

Dass die Heimleitung keinen abstinenten Kurs fährt, begründet Dr. Roose ausdrücklich. «Das gibt den Bewohnern Freiheit und bedeutet Lebensqualität.» Gleichzeitig zieht er als Arzt gegenüber seinen Patienten auch klare Grenzen – dann, wenn es «ans Läßige» geht: wenn ein Alkoholiker eine Leberzirrhose oder ein Nikotinsüchtiger eine Lungenüberblähung hat. Dann wird Andreas Roose ultimativ. Und eines will er nicht unerwähnt lassen: Wenn jemand den Suchtmittelkonsum reduzieren will, kann er auf die Hilfe des Heimarztes zählen. **BU**

► einer erzählt offenbar herum, er müsse ins Gefängnis. Weiss jemand mehr? Alle schütteln den Kopf. Das Team macht sich Sorgen um ihn, er könnte sich etwas antun. Einer Betreuerin ist aufgefallen, dass Herr Wolf so gelb ist im Gesicht. Und Herr Mischler bekommt heute kein Znacht, wenn er nicht endlich duscht.

16:25

Wohngemeinschaft

Im Ofen schmort ein Hackbraten. Betreuerin Frida Lieber rüstet plaudernd Salat. Ihr einziger Zuhörer sagt nichts: Hans Reber – der Mann, der am Morgen beim Arzt war – sitzt regungslos am grossen Esstisch und schaut sie unter zotteligen Haaren an. Er assistiert beim Kochen, mag aber grad nicht Salat rüsten. Mag er dafür sein Zimmer zeigen? Herr Reber schaut auf, schweigt lange und sagt dann: «Jaja.» Er geht durch den Gang zum Zimmer ganz hinten. Links an der Wand steht ein Bett, gegenüber ein Tisch und ein Regal mit einer Musikanlage und einigen Büchern. Davor eine Gitarre. Spielen will Herr Reber aber nicht. Er steht einfach da, atmet hörbar ein und aus und sagt dann einen ungewohnt langen Satz: «Ich spielte früher in einer Blues-Rock-Band. Wir hatten dreissig Konzerte im Jahr.» Zwanzig Jahre sei das her. Hans Reber ist 53-jährig und lebt seit drei Jahren in der Herberge. Warum? Wieder schweigt er lange: «Ich war verahlost. Da sagte mein Beistand, ich könne hier leben.» Er dreht sich abrupt zur Tür. «Ich muss jetzt den Tisch decken.»

17:00

Raucherzimmer

Franz Dettwiler, ein Mittvierziger mit dunkelgrünen Augen und dichten schwarzen Haaren, steht unter der Tür, in der rechten Hand die obligate Zeitung. Mit der linken streicht er unentwegt über seinen Backenbart. «Ich weiss schon, dass im Container im Keller ein Loch ist und ...», sagt er, aber Kurt Frehner, der NZZ-Leser, unterbricht ihn lachend: «Du spinnst einfach. Wir kommen nie draus, was du sagst!» Dettwiler reagiert nicht. Gestikulierend spricht er in rätselhaften Sätzen über Banken und das Militär. Beat Werthmüller (vgl. Kasten S. 7), der alleine an einem Tisch sitzt und Kaffee trinkt, sagt leise: «Der arme Mann kann ja nichts dafür, dass er so verwirrt ist. Man darf nicht über ihn lachen.» Aber man hört ihn nicht.

17:30

Restaurant

Zum Abendessen gibt es Omelette mit Brätkügeli, Rahmsauce und Spinat. Die Männer setzen sich einzeln an die Tische im Restaurant und essen schweigend. «Die Leute essen fast immer allein», sagt Zivildienstler Jonathan Probst: «Das sind sie sich gewohnt, sie haben ja niemanden.»

20:00

Pflegeabteilung

Die meisten Männer sind jetzt in ihren Zimmern, die Linoleumflure sind leer. Durch die Türen klingen Fernsehgeräusche, Husten und Selbstgesprä-

che. In der Leichtpflegeabteilung ist es still. Hier leben zwölf Männer, die Hilfe beim Anziehen oder Waschen benötigen. Wächst die Pflegebedürftigkeit, müssen sie ins Pflegeheim.

In der Küche sitzt Betreuer Othmar Imhof. Er hat Nachtdienst. Über ihm hängt ein Foto eines Bewohners, der kürzlich gestorben ist. Viele Bewohner bleiben bis zum Tod in der Herberge. Stirbt jemand, wird am Empfang eine Kerze angezündet. «Manchmal kommt nicht mal eine Handvoll Menschen an eine Beerdigung, die meisten Verwandten wollen nichts mehr mit ihnen zu tun haben», erzählt Imhof. Er sei auch schon allein mit dem Pfarrer am Grab gestanden. Die Arbeit in der Herberge sei sehr streng, sagt Imhof, man müsse oft um kleinste Sachen kämpfen – etwa darum, dass ein Bewohner sein Zimmer aufräume. «Fast alle Bewohner nehmen Medikamente, vor allem Psychopharmaka; viele sind schizophran.» Es seien schwierige Menschen, aber wenn man durch ihre raue Schale an sie herankäme, erscheine viel Gutes. Jetzt, vor Weihnachten, würden sie oft von Menschen erzählen, die wichtig für sie gewesen seien. Ansonsten äuserten sich viele meist negativ über ihre Angehörigen: «Sie versuchen, sich von schmerzhaften Gefühlen zu distanzieren», vermutet Othmar Imhof. Er geht nun wieder hinunter ins Büro am Empfang: Einige Männer müssen noch ihre Medikamente abholen. Niemand bekommt sie mit aufs Zimmer: zu gross die Gefahr, dass sie falsch dosiert oder weggeschmissen werden.

21:10

Restaurant

Beat Werthmüller, Zivildienstler Probst, Betreuer Imhof und Onkel Robert jassen. Onkel Robert ist einer jener Männer, die niemand besucht. Um ihm ein Gefühl von Familie zu geben, hat ihn irgendwann irgendwer zum Onkel ernannt. Ab und zu kommt ein Bewohner herein. «Kann ich etwas für Sie tun?», fragt Imhof dann freundlich. Manchem macht er einen Tee, während die Jassrunde geduldig wartet. Die meisten Bewohner schauen kurz dem Spiel zu und verschwinden dann auf ihr Zimmer.

23:15

Im Flur

Wie jede Nacht macht Anton Keller seinen Kontrollgang: Er schaut, ob das Kalenderblatt für den nächsten Tag abgerissen ist. Wenn nicht, rüffelt er das Personal. Herr Keller ist am längsten hier, seit 28 Jahren.

Um 23.30 schliesst Betreuer Othmar Imhof die Eingangstür. Wer jetzt noch kommt, muss draussen bleiben. Das geschieht allerdings selten. Und wenn, wird auch mal ein Auge zuge-drückt. Je nach Wetter. Imhof macht einen letzten Rundgang durchs Haus. Im dritten Stock klopft er sachte an die Zimmertür eines Bewohners, der erkältet ist: «Brauchen Sie noch etwas?» Der Mann braucht nichts. Unten, in der Pflegeabteilung, verabreicht er einem Bewohner ein Medikament.

Jetzt ist alles bereit für die Nacht. Imhof geht ins Pikettzimmer im fünften Stock. Meistens ist es nachts still, und er kann durchschlafen. Manchmal geht der Feueralarm los oder drückt ein Patient in der Pflegeabteilung den Notrufknopf. Dann steht Imhof auf und schaut nach. In Panik gerät er schon lange nicht mehr.

*Die Namen aller Bewohner sind geändert.



Beschäftigung: Arbeiten in der Wäscherei



Aussicht: Fensterputzen im Treppenhaus



Schaltzentrale: Koordinieren am Empfang



Nachtruhe: Heimkommen im Oberdorf

Menschen, Götter und Gesänge

KINO/ Im Frankreich begeistert ein Film, der von bewegenden Chorälen lebt: die Tragödie der sieben Mönche, die 1996 in Algerien ermordet wurden.

«Im Kino gewesen. Geweint», notierte Franz Kafka einst lapidar in sein Tagebuch. Am 1. Oktober war auch Nicolas Sarkozy im Kino. Ob auch er geweint hat, ist nicht bekannt. Bewegt war er wohl aber schon, hat er doch danach einen Fall zur Chefsache erklärt, der bereits vierzehn Jahre zurückliegt: die Entführung und Ermordung von sieben französischen Mönchen in Algerien. Auf deren Geschichte basiert der Spielfilm «Des hommes et des dieux», der seit Monaten in Frankreich Zuschauerrekorde bricht und bald auch in der Schweiz zu sehen ist.

LITURGISCH. Man darf hier getrost von einem kleinen Kinowunder sprechen, denn der Film ist alles andere als ein typischer Klassenschlager: Action, Romantik oder Komik sucht man vergebens. Aber fast noch erstaunlicher ist die Tatsache, dass es ein Film im laizistischen Frankreich zum Publikumsliedling geschafft hat, in dem über weite Strecken liturgische Choräle gesungen werden.

Was ist es, das die Französischen und Franzosen derart in seinen Bann gezogen hat? Sicherlich ist die politische Dimension der Handlung bedeutend, ist sie doch von der mehr als komplizierten Beziehung zwischen Frankreich und Algerien grundiert. Die Aufarbeitung des Algerienkonflikts kommt im französischen Kino seit geraumer Zeit immer wieder zur Sprache. Über einige Filme wurde intensiv gestritten, auch politisch.

«Des hommes et des dieux» nun spaltet nicht, sondern scheint die Grande Nation in eine Art kollektiven, stellvertretenden Trauerprozess geführt zu haben.

HISTORISCH. Im Zentrum steht das kleine Trappisten-Kloster «Notre-Dame de l'Atlas» in Tibhirine. Hier leben weniger als zehn Mönche; ursprünglich aus Frankreich stammend, fühlen sie sich in Algerien längst daheim. Die christlichen Fremden leben in friedlicher Koexistenz mit den muslimischen Einheimischen, sie bestellen das Land, versorgen die Dorfbevölkerung medizinisch, helfen beim Ausfüllen von Dokumenten. Als Anfang der Neunzigerjahre fundamentalistischer Terror das Land überzieht, wird bald spürbar, dass auch die Mönche bedroht sind. Es beginnt ein Prozess des gemeinsamen Ringens darum, wie sie sich verhalten sollen. Weil der Film auf einem historischen Fall beruht, weiss das Publikum darum, dass die Mönche mit dem Leben bezahlen werden: Am 27. März 1996 wurden sieben von ihnen entführt, ihre Köpfe wurden zweieinhalb Monate später nahe Médéa gefunden. Das abscheuliche Ende zeigt der Film aber nicht, vielmehr verfolgt er zwei Stunden lang die Auseinandersetzung der Mönche mit der wachsenden Bedrohung, mit ihren Ängsten und Zweifeln – und vor allem: mit ihrem Glauben.

TRAGISCH. Regisseur Xavier Beauvois, 43, strukturiert seinen Film anhand des meditativen Rhythmus der Kommunität und ihrer gesungenen Stundengebete. Die Schauspieler trafen sich zwei Monate vor den Aufnahmen wöchentlich zum gemeinsamen Singen und kamen bereits mit



«Des hommes et des dieux»: Filmisches Gebet über Eintracht und Zwietracht der Religionen

einer starken Bindung ans Set. Durch den Gesang seien sie zu einer echten Gemeinschaft geworden, erzählt der Darsteller des Abts, Lambert Wilson. Die untitrierten Gesänge kommentieren die Handlung fast wie ein Chor in der griechischen Tragödie.

POLITISCH. In Frankreich wurde vor allem die ästhetische Qualität des Films euphorisch aufgenommen. Vielleicht weil er gerade nicht als Politthriller daherkommt, ermöglicht er auch politisch brisante Fragen nach der Rolle des algerischen Militärs im Fall Tibhirine und einem möglichen Versagen der französischen Diplomatie. Die Strahlkraft von «Des hommes et des dieux» geht jedoch über das konkrete historische Ereignis hinaus. Er zeigt ein Zusammenleben von Christen und Muslimen, das tiefe Mitmenschlichkeit atmet und von Hochachtung vor der anderen Religion zeugt. Und er buchstabiert in der Nebenrolle des örtlichen Religionslehrers von Tibhirine aus, welche Gefahr der Islamismus gerade für den Islam ist. Der Film sei ein Gebet, meinte eine Französin nach dem Kinobesuch. Sicherlich ist er eines der überwältigendsten Kinoerlebnisse seit Jahren. **CHRISTINE STARK**

«Des hommes et des dieux»

Ein Kloster in den maghrebinischen Bergen. Sieben französische Mönche leben in Eintracht mit ihren muslimischen Nachbarn. Als islamische Extremisten in das Kloster eindringen, müssen sie sich entscheiden: bleiben oder flüchten? Sie harren aus – und bezahlen mit ihrem Leben. «Des hommes et des dieux», ein Film von Xavier Beauvois, erhielt in Cannes den grossen Preis der Jury.

Kinostart: 16. Dezember

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Das letzte Abenteuer

WARTEN. Ich warte auf den Bus. Ich warte vor der Kasse. Ich warte auf die Post. Ich warte am Telefon. Ich warte auf einen Termin. Ich warte in der Schlange. Ich warte auf eine Auskunft. Ich warte im Wartezimmer. Ich warte auf grünes Licht. Ich warte und warte und warte. Manchmal warte ich auch auf ein Wunder.

WÜNSCHEN. Heute verbringt ein Mensch im Durchschnitt jeden Tag eine halbe Stunde mit Warten. Umgerechnet auf meine 58 Lebensjahre, ergibt das mehr als zehntausend Stunden. Ich habe nicht immer das Beste aus ihnen gemacht. Ich bin ungeduldig und warte nicht besonders gerne. Und doch bin ich überzeugt: Eine Welt ohne Warten wäre eine arme Welt. Wo nicht mehr gewartet wird, gibt es auch nichts mehr zu erwarten. Keine Zukunft, keine Wünsche und keine Hoffnungen mehr.

HETZEN. In der digitalisierten Gesellschaft werden die Wartezeiten zunehmend verkürzt. Das mag in mancher Hinsicht erfreulich sein, hat aber auch seine Tücken: Jetzt muss alles null Komma plötzlich funktionieren, auch der Mensch. Und bald sind wir so weit, dass wir zwar nicht mehr warten müssen, es aber auch nicht mehr dürfen. Pausenlose Betriebsamkeit ist dann Pflicht. Und warten ein Luxus, den sich nur noch wenige leisten können.

ABKÜRZEN. Geradezu provozierend mutet da der Advent an: ganze vier Wochen lang warten. Sehr effizient ist es nicht, was die alten Christen sich da ausgedacht haben. Ginge es nicht etwas schneller, Advent in einem Tag zum Beispiel? Und was ist mit dem Brauch, jeden Sonntag eine Kerze anzuzünden? Wie umständlich und zeitraubend, man könnte doch gleich alle vier Kerzen auf einmal leuchten lassen! An die Regel, dass beim Adventskalender nur ein Fensterchen nach dem andern geöffnet werden darf, habe ich mich schon als Kind nicht gehalten. Ich habe am 1. Dezember bereits das Fensterchen vom 24. geöffnet, obwohl ich ja längst wusste, was mich dort erwartet.

GEWINNEN. Das Wort Advent ist sprachgeschichtlich verwandt mit dem englischen «Adventure» und dem deutschen «Abenteuer». Während Adventures heute in unzähligen Varianten vermarktet werden, ist der Advent vielleicht eines der letzten wirklichen Abenteuer: Warten, einfach nur warten. Das ist gewiss nicht einfach und braucht etwas Übung. Aber schliesslich geht es hier um ein Abenteuer. Es gibt sogar etwas zu gewinnen: Zeit, in der nichts getan werden muss.

DÜRFEN. Warum will mein Computer jetzt diesen Text nicht speichern? Eine halbe Ewigkeit schon sehe ich auf dem Bildschirm bloss diese blöde Sanduhr, die mir anzeigt, dass die Maschine arbeitet und ich warten soll. Also ehrlich, jetzt reicht es mir dann! – Aber nein, wie konnte ich es nur vergessen: Wir haben Advent. Ich muss, nein: ich kann, oder noch besser: ich darf warten.

125 JAHRE saemann

«Und es ist mir auch nicht erlaubt, dich zu prügeln»

JUBILÄUM/ 1985 feierte der «saemann» seinen 100. Geburtstag. Der Synodalrat gratulierte und gestand, manchmal ganz froh zu sein über die Narrenfreiheit der Zeitung.

«Lieber Sämann! Ich, der Synodalrat, gratuliere Dir herzlich zu Deinem Geburtstag! Sinnigerweise bist Du in der bernischen Kornkammer Burgdorf-Fraubrunnen geboren worden, an Zwinglis Geburtstag, vom Pfarrverein Burgdorf, der Dir Deinen schönen Namen gab, aus der Taufe gehoben. Nach langen Jahren eher stillen Wachstums hast Du Dich aufgeschwungen zu einem der grössten Monatsblätter der Schweiz. Manchmal habe ich allerdings Sorgen Deinetwegen, das will ich nicht verschweigen. Erboste Menschen schreiben mir, Du seiest beim Säen auf eine Seite gekippt (meist auf die linke) und ich solle Dich deswegen tüchtig ohrfeigen (auch auf die linke Seite, damit du wieder ordentlich gerade stehst). Das ist nun nicht gerecht, wenn man bedenkt, wie uneben der Boden ist, auf dem Du Deine Schritte tun musst.

Und es ist mir auch nicht erlaubt, Dich zu prügeln, denn Du gehörst gar nicht mir! Du gehörst vielmehr seit zwanzig Jahren einem Verein, dem jene Kirchgemeinden angehören, die Dich als Gemeindeblatt halten. Manchmal bin ich froh, dass das so ist. Du hast so ein wenig Narrenfreiheit. Aber wenn eine Nummer so richtig gut ist, dann reut es mich fast ein wenig, dass ich nicht sagen kann: Der gehört mir! So bleiben wir halt weiterhin – und hoffentlich für ein weiteres Saeculum – eine Art Kollegen, Mitstreiter unseres Herrn, jeder mit seinem Auftrag und jeder im Dienst unserer grossen, lieben Kirche. Möge Deine Hand sicher geführt werden, damit nicht allzu vieles von Deiner Saat den Vögeln zum Opfer oder auf felsigen Boden oder gar unter die Dornen fällt. In herzlicher Verbundenheit, Dein Synodalrat.» (Januar 1985)

GEBOREN 1885
Vor 125 Jahren wurde der «saemann» – damals als offizielles Organ der bernischen Landeskirche – vom Pfarrverein Burgdorf-Fraubrunnen gegründet. In dieser Rubrik werfen wir einen Blick auf die bewegte Geschichte des «saemann», der seit Juni 2008 unter dem Titel «reformiert.» erscheint und in den Kantonen Bern, Jura und Solothurn von gut 150 Kirchgemeinden herausgegeben wird. Mit dem vorliegenden Beitrag schliessen wir die Serie ab.

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • erfolgreich seit 1938
Mitgetragen von den ref. Kirchen BE/JU/SO
Verena Calame
www.zum-du.ch
031 312 90 91

10 Jahre **MOSAICSTONES** und wir
schenken Ihnen **10 CHF** bei Ihrem
nächsten Einkauf auf
www.TEXTUNDTON.CH
Gutschein auf www.mosaicstones.ch



Sich zu Hause fühlen. Hell heisst bei uns wirklich hell und freundlich von der Juniorsuite bis zum Familienzimmer. Geniessen Sie 3-Stern-Service der Oberklasse auch im Speisesaal. Für ein romantisches Weekend oder erlebnisreiche Ferientage.
Hotel Artos, 3800 Interlaken, T 033 828 88 44, hotel-artos.ch

Ein Engagement von Menschen für Menschen mit Herz und Hand

Wir laden ein:

- gemeinsames Leben zu erfahren
- neue Schritte im Glauben zu tun
- berufliche Neuorientierung zu erleben
- und vieles mehr...

Diakonie Nidelbad und ihre überkonfessionelle Lebensgemeinschaft freut sich, Sie kennenzulernen.

Diakonie Nidelbad, Sr. Dora Schuricht
Eggrainweg 3, 8803 Rüschlikon
Tel. 079 711 05 79
E-Mail: dora.schuricht@nidelbad.ch
www.nidelbad.ch

Besondere Geschenke für Kinder finden?

Kindern begeisternde Kindergottesdienste ermöglichen: Unterstützen Sie den Kind- und-Kirche-Verband!



www.kik-verband.ch
PC 84-7050-3, KiK-Verband, Chileweg 1,
8415 Berg am Irchel

STEPPEBLÜTE KOMMUNITÄT
Kontemplation und Beratung
Lehrgang II - berufsbegleitende Weiterbildung 2011 - 2012



Die Ausbildung ist von der Swiss Coaching Association (SCA) anerkannt. Die Teilnehmenden erwerben das Zertifikat zum Coach SCA. Kontemplation, Stille, Persönlichkeitsentwicklung, Beratung neu entdecken, zum Ursprünglichen zurück, um das Eigentliche, Wesenhafte der eigenen Persönlichkeit zu erkennen... Sich auf diesen Entwicklungsprozess einzulassen sowie wache und fördernde Resonanz zu sein für Beratungssuchende, stehen im Fokus dieser Weiterbildung. Prägende eigene Gefühlsmuster sowie Menschen- und Gottesbilder werden reflektiert.

Kurzform: ...Steppenblüte Kommunität - Grimmelalp - CH-3757 Schwenden/Diemtingtal
Region: ...1. Kursmodul: Mittwoch, 19. bis Sonntag, 23. Januar 2011
Dauer: ...Grundkurs: Jan. 2011 - März 2012; 10 Kursmodule
Ganze Ausbildung: Jan. 2011 - Nov. 2012; 15 Kursmodule à 3 - 4 Tage
Anmeldeschluss: 15. Dezember 2010
Info: ...Das Detailkonzept sowie nähere Informationen unter www.steppenbluete-grimmelalp.ch und beim Leitungsteam: Jürg W. Krebs - juerg.krebs@bluewin.ch
Sr. Emmy Schwab - sr.emmy@steppenbluete-grimmelalp.ch



claro
FAIR TRADE

Stimmungsvolle Weihnachten
Alles für ein schönes Fest

in den claro Läden der Region Bern
www.claro.ch

JANUAR 2011

Kurse und Weiterbildung

Alter 10.

TREFFEN PENSIONIERTER KIRCHLICHER MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER
ORT: Hotel Kreuz, Zeughausgasse 41, 3000 Bern 7
ZEIT: 10.00-14.00 Uhr

Erwachsenenbildung 24.

WIE DAS LEBEN SO SPIELT - BIOGRAFIE UND RELIGION
ORT: Rotonda, kath. Pfarrei Dreifaltigkeit, Sulgeneckstrasse 13, Bern
ZEIT: 14.00-19.00 Uhr

PROGRAMME UND ANMELDUNG:
www.refbejuso.ch/bildung-kurse
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Gemeindedienste und Bildung
Schwarztorstrasse 20, Postfach 6051, 3001 Bern
Telefon 031 385 16 16, Fax 031 385 16 20
bildung@refbejuso.ch

IMPULSVERANSTALTUNGEN IM RAHMEN DER ÖKUMENISCHEN KAMPAGNEN BROT FÜR ALLE / FASTENOPFER 2011:

Freitag 14.

THUN
14.00-17.00 Uhr
Kath. Pfarreizentrum St. Martin, Martinstrasse 7
inkl. 2 Katechese-Ateliers

Dienstag 18.

GRENCHEN
18.00-21.30 Uhr
Zwinglihaus, Zwinglistrasse 9

Mittwoch 19.

LANGENTHAL
18.00-21.30 Uhr
Kath. Kirchgemeindehaus, Hasenmattstrasse 36

Mittwoch 19.

BERN
08.30-11.30 Uhr
Einführungsveranstaltung für Unterrichtende:
Visionierung von Medien und Katechese-Ateliers für alle Stufen
Fachstelle Religionspädagogik, Mittelstrasse 6A

TAGUNGSPROGRAMM UND ANMELDUNG:
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Fachstelle OeME
Speichergasse 29, 3011 Bern
Telefon 031 313 10 10
oeme@refbejuso.ch, www.refbejuso.ch/oeme



Für kurz- bis langfristige Platzierungen von Jugendlichen, welche unsere Schule besuchen, suchen wir im Kanton Bern und insbesondere im Emmenthal

Gastfamilien mit Herz

die bereit sind, in Zusammenarbeit mit unseren professionellen Mitarbeitenden junge Menschen zu betreuen.

TEAM-WERK ist eine anerkannte Organisation, die seit 17 Jahren Kinder und Jugendliche in Pflegefamilien betreut und begleitet. Wir suchen Familien, die bereit sind, unseren Schützlingen auch in schwierigen Situationen mit Engagement, Klarheit und Respekt zu begegnen.

Unsere engagierten Fachpersonen begleiten sowohl die Pflegefamilien als auch die jungen Menschen während des ganzen Aufenthalts. Wir statten regelmässig Besuche ab und stehen an 365 Tagen im Jahr rund um die Uhr mit einem Pikettendienst zur Verfügung.

Wenn Sie sich für diese Aufgabe interessieren, wenden Sie sich bitte an TEAM-WERK, Ratenstrasse 21, 6315 Alosen ZG, Telefon 041 752 09 15, E-Mail: info@team-werk.ch, Internet: www.team-werk.ch

DAS PERSÖNLICHE DENKMAL
ERINNERUNGEN GESTALTEN



www.werkraum-steinzeit.ch
das bildhaueratelier
roman greub 031 301 06 94

Im Kleinen
Grosses bewirken

Ihre Spende setzt Entwicklung in Gang.

HEKS 

Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
www.heks.ch PC 80-1115-1

Kulturelle Ferien und Reisen Für Leute mit Lebenserfahrung

Möchten Sie ein paar unbeschwerte Stunden oder Tage in angenehmer Gesellschaft verbringen?

Über 20 Jahre ist Ulrich Schneider, der passionierte Hobbyhistoriker, nun schon mit Kunst- und Kulturinteressierten unterwegs.

Mit viel Herzblut stellt Ulrich Schneider Jahr für Jahr ein Reiseprogramm zusammen. Das Programm 2011 hat kulturell wieder viel zu bieten. Kunstreisen nach Bamberg und ins Piemont sowie eine Wanderwoche im Tessin, um nur einige wenige Eckpfeiler des aktuellen Programms zu nennen.

Fordern Sie jetzt das Programm 2011 an.

Kulturelle Ferien und Reisen
Ulrich Schneider
Hübelstrasse 2, 3652 Hilterfingen
Telefon 033 243 27 70
Handy 079 717 88 26 (ab 18 Uhr)
Uschneider1@gmx.ch

Ich lese reformiert.



www.reformiert.info

«... weil die Zeitung eine offene, ökumenische Stimme ist. Manchmal ärgert mich ein Beitrag – aber das hält mich wach.»

HANS ZOSS (60), Theologe, Direktor der Anstalten Thorberg

anzeigen@reformiert.info
Telefon 044 268 50 30

In Menschen investieren trägt Früchte



Ob Schneiderin, Bauer oder IT-Beraterin: KleinunternehmerInnen ernähren ihre Familien, schaffen Arbeitsplätze und zahlen ihre Kredite zuverlässig zurück.

Oikocredit ist die grösste private Investorin gegen Armut. Oikocredit bündelt die Einlagen vieler AnlegerInnen und gibt sie in Form von fairen Darlehen weiter. Wenn auch Sie Ihr Geld sinnvoll und sozial verantwortlich anlegen wollen, dann zeichnen Sie Anteilscheine von Oikocredit.

OIKO CREDIT
in Menschen investieren

Oikocredit deutsche Schweiz
Elvira Wieggers, Geschäftsführerin
044 240 00 62
deutsche.schweiz@oikocredit.org
www.oikocredit.ch



BILDER: HANSUELI TRACHSEL

«Meine gute Gesundheit – das ist Glück»: Heidi Aebischer, Sozialhilfeempfängerin

«Reich ist, wer Zeit hat. Ich bin reich.»

ARMUT/ Heidi Aebischer, 62, ist seit acht Jahren arbeitslos. Mit ihren 2200 Franken Sozialhilfe kommt sie nur durch, weil sie «ein gutes Umfeld» hat.

Sie will so gar nicht dem gängigen Bild einer Sozialhilfeempfängerin entsprechen. Sie ist aufgestellt, sehr gepflegt, sympathisch, hat rötlich gefärbte Haare, trägt grosse Silberohrringe und ein neckisches Nasenpiercing – «aus einer Zeit, als das hierzulande noch exotisch war». Sie trägt auch ein Armband aus Muscheln und Bernstein und drei schicke Fingerringe. Einen hat sie einst aus Indien mitgebracht, einen aus Bali, einen aus Griechenland. Ihre Zweizimmer-Blockwohnung, in der sie sich gerade barfuss bewegt und die sie mit Jimmy, ihrem Kater, teilt, ist hell, eröffnet den Blick auf den See und den gegenüberliegenden Wald. Sie ist mit ungezählten Erinnerungen bestückt: mit kleinen Buddha-Statuen aus Bali, mit dem Koloss von Rhodos, einem filigran eingefassten indischen Spiegel, prächtigen Schwanenfedern, die sie am See gefunden hat, einem geschnitzten afrikanischen Elefanten, Batiktüchern aus Thailand und einem indianischen Bettüberwurf mit der Aufschrift «Man belongs to the Earth, Earth does not belong to the man.» Und überall hat es Engel. «Meine Schutzengel», sagt sie.

VIEL GEREIST. Heidi Aebischer, 62-jährig, schiebt das Buch auf dem Salontischchen beiseite (Elke Heidenreichs «Wörter aus 30 Jahren»), damit die Kaffeetassen Platz

haben – und meint: «Ich hätte nie geglaubt, dass ich einmal Sozialhilfe beanspruchen müsste.» Ihre Wohnungseinrichtung spiegelt ihr früheres «normales» Leben. «Dies alles» habe sie sich angeschafft und von ihren Reisen heimgebracht, als es ihr noch gut gegangen sei. Nun sei alles anders – seit

sie arbeitslos und ausgesteuert sei: «Mit 2200 Franken brutto pro Monat kann ich nur überleben, weil ich ein gutes soziales Umfeld habe – meinen Sohn und seine Familie. Und meine Schwester, die nie mit leeren Händen kommt und mir immer etwa wieder die Tiefkühltruhe auffüllt. Und meine Freundinnen und Freunde, die mich ins Konzert oder ins Kino einladen.»

WEGGESPART. Heidi Aebischer erzählt, wie sie mit zwanzig Jahren heiratete und sich sieben Jahre später wieder scheiden liess. Wie sie als berufstätige Frau ihren Sohn allein aufzog. Wie sie zwar nie in ihrem gelernten Beruf als Coiffeuse arbeitete, sich aber in verschiedensten Anstellungen als Fabrikations- und Serviceangestellte, Sachbearbeiterin und Büroangestellte stets gute Noten verdiente. Ihr Pech war, dass sie zweimal sogenannten Restrukturierungsmassnahmen zum Opfer fiel. In tadellosen Arbeitszeugnissen wird ihr das bestätigt. Ihre Stelle bei Ascom verlor sie 1993, nach dreizehn Jahren, weil «ihr Arbeitsplatz aufgrund des Marktrückzuges des Produktes Ascoline und der daraus folgenden Umstrukturierung gestrichen wurde». Und bei der Merkur AG schied sie 2001, nach fünf Jahren, als «zuverlässige, flexible, selbstständige, pflichtbewusste, freundliche, loyale und kooperative» Mitarbeiterin nur deshalb aus, weil ihre Stelle «aufgrund einer Restrukturierung aufgehoben wurde».

STARK GEFORDERT. Damals war Heidi Aebischer 54-jährig – und, wie sie erfahren musste, als Arbeitnehmerin nicht mehr gefragt. Sie stempelte zwei Jahre, bewarb sich erfolglos um neue Stellen – und ist seither Sozialhilfeempfängerin. Nun bemüht sie sich um den vorzeitigen AHV-Bezug und um Ergänzungsleistungen. Bis dies geregelt ist, erhält sie monatlich Fr. 1785.60 Sozialhilfe – die Krankenkassenprämie wird direkt von der Sozialhilfe bezahlt. «Damit», sagt sie, «muss ich versuchen durchzukommen. Doch das geht nicht. Wenn ich alle Fixkosten abziehe, bleiben mir pro Monat 400 Franken zum Leben.» Sie habe zwar immer rechnen müssen, doch nun sei sie «wirklich sehr eng drin». Der Gang zum Sozialamt sei ihr schwergefallen. Eine gewisse Entlastung werde dann der vorzeitige AHV-Bezug und «in zwei Jahren die Pensionskasse» bringen. Wie gross ihre Rente sein wird, weiss sie nicht. Im Laufe der Jahre hat sie aber immerhin ein Alterskapital von rund hunderttausend Franken zusammengespart. «Ich bin froh, dass ich dann wieder von der Sozialhilfe der Gemeinde loskomme», sagt sie, «obschon ich mit den Leuten dort ein sehr gutes und persönliches Verhältnis habe.»

ARG GELITTEN. Ihre Existenzängste setzten Heidi Aebischer auch gesundheitlich zu. Fast zeitgleich mit der Arbeitslosigkeit starb ihre Mutter, und auch die Beziehung mit ihrem Freund ging nach sechzehn Jahren auseinander. «Ich litt an Schlafstörungen, Appetitlosigkeit und Depressionen», sagt sie, «und hatte psychiatrische Hilfe nötig.» Nur so habe sie allmählich akzeptieren können, dass es «nun halt so ist». Ihre

schöne und preisgünstige neue Wohnung sei für sie dann die Rettung gewesen: «Das ist meine Insel. Hier lebe ich auf.»

Die vielen Reise- und Feriensouvenirs, mit denen Heidi Aebischer ihr Refugium schmückt, lassen sie auch immer wieder ein bisschen in der Vergangenheit schwelgen. «Ja, ich denke gern an frühere Zeiten zurück», sagt sie, «an meine Jugendzeit, als ich ein verrücktes Huhn war und die Hippiezeit voll auskostete – als Zeit des Ausbruchs aus dem moralisch-verlogenen und miefigen bürgerlichen Leben. Dann auch an die Zeit, als ich Arbeit und Geld, aber oft zu wenig Zeit hatte. Heute habe ich keine Arbeit und kein Geld. Aber viel Zeit.» Zeit für ihre beiden Grosskinder. Und für ihre Hobbys – fürs Stricken, fürs Jassen, fürs Lesen, fürs Entwerfen ihrer traditionellen Weihnachts- und Neujahrskarten.

FALSCH GELAUFEN. Ein gutes Lebensgefühl gibt ihr noch heute die Musik von damals – «von Pink Floyd und Santana über die Moody Blues, Konstantin Wecker und Queen bis zu den Rolling Stones». Tägliche Yogaübungen bringen ihr Ruhe und Ausgeglichenheit. Sie fühle sich am ehesten zum Buddhismus hingezogen, sagt sie, obschon sie weit davon entfernt sei, ein entsprechendes Leben zu führen. Es ärgert sie, dass «bei uns vieles falsch läuft. Dass viele Junge keine Arbeit haben, während man das AHV-Alter erhöhen will.» Es beelndet sie auch, «wie viele am Existenzminimum leben müssen». Und sie findet es «himmelschreiend, wie bei den Büzern gespart wird, während gewisse Manager hemmungslos Millionenbeträge einstreichen».

Doch Reichtum sei für sie nicht nur materieller Reichtum. «Reich ist, wer Zeit hat», sagt sie, «und mindestens so viel Geld, dass er nicht am Abend befürchten muss, den nächsten Tag nicht bewältigen zu können.» Und Glück? «Meine gute Gesundheit natürlich, das ist Glück», sagt sie: «Und die Grosskinder. Und dass mir Kater Jimmy um die Beine streicht, wenn ich nach Hause komme.» Dann lacht sie: «Glück ist auch, wenn ich an einem warmen Sommertag fühlblut auf meinem Balkon liegen und ein Buch lesen kann.»

GERN GETRÄUMT. Sie sei also «eigentlich glücklich und zufrieden» – und empfinde es auch als Privileg, in der Schweiz zu leben: «Wir haben Friede und Sicherheit. Medizinische Versorgung. Und ein Auffangnetz. Eine Sozialhilfe, von der man in anderen Ländern nur träumen kann.» Ganz sorgenfrei lebe sie zwar nicht: «Meine grösste Sorge ist, dass ich meine schöne, günstige Mietwohnung verlieren könnte – wenn ich sie nicht mehr bezahlen könnte. Und mein Traum – das wäre eine Fahrt auf einem Frachtschiff, rheinabwärts nach Rotterdam. Das müsste ein Erlebnis sein.» **WALTER DÄPP**

Text und Bilder stammen aus dem eben erschienenen Buch «Vom Traum, reich zu sein – Armutszeugnisse aus der Schweiz» von Walter Däpp und Hansueli Trachsel (Stämpfli-Verlag AG, Bern 2010, Fr. 29.–). «reformiert.» war Medienpartner dieses Buchprojekts.



Heidi Aebischer musste «akzeptieren, dass es nun halt so ist»

Menschenrechtstag: Aufruf der Kirchen

«Armut hat viele Gesichter. Manche erkennt man erst beim genauen Hinsehen», schreiben die Evangelisch-reformierte, die Römisch-katholische und die Christkatholische Landeskirche in einem Aufruf zum diesjährigen Menschenrechtstag vom 10. Dezember. Materielle Armut heisse nicht nur Fehlen des Lebensnotwendigen, sondern auch Mangel an gesellschaftlicher Beteiligung, Vertrauensverlust und Hoffnungslosigkeit. «Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan»: Das Wort Jesu fordere heraus, das Verhältnis der Menschen als «Beziehung zwischen Schwestern und Brüdern» zu verstehen, so die drei Landeskirchen in ihrer Botschaft. **SEL**

SCHENKEN
Sie Ihrem
SCHWIEGERVATER
ein Stück
Erde.

Und
helfen Sie
damit armen
Bauern auf den
Philippinen.

www.hilfe-schenken.ch

Geschenke von HEKS kommen doppelt an. Als Urkunde
bei Ihren Liebsten und handfest bei Menschen in Not.

HEKS
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz

FORUM ZUR OKTOBERAUSGABE

das Böse

REFORMIERT. 10/10: Dossier
«Das Böse»

UNÜBERWINDBAR

Wenn Gott am Ursprung von allem steht, so lautet der vielleicht zunächst fast schockierende, aber zwingende Schluss, dass auch das Böse oder doch dessen Möglichkeit seinem Willen entspricht. Warum Gott das so will? Wir können nicht Rechenschaft fordern von ihm, doch zwei Überlegungen helfen vielleicht weiter. Zum einen: Gott gibt dem Menschen Freiheit. Seine Gebote sind keine Naturgesetze mit ihren unabänderlichen, streng kausalen Mechanismen, wie sie im Kosmos herrschen. Sie sind Forderungen, denen der Mensch nachkommen kann – oder auch nicht. Das gehört zum Wesen der Freiheit. Dazu gehört freilich auch, dass der Mensch die Folgen des Ungehorsams zu tragen hat. Zum anderen: Gäbe es diese Freiheit nicht, und wäre der Mensch auf einen starr festgelegten Weg ohne Abweichungsmöglichkeiten verwiesen, dann gäbe es auch das Gute nicht. Woher wissen wir nun aber, was gut ist? Die Lehre Jesu, sein Leben und Sterben geben Antwort. Zwar sind wir aufgerufen – jeder an seinem Ort –, gegen das Böse in all seinen Erscheinungsformen zu kämpfen, aber wir allein werden das Böse als Prinzip nie zu überwinden vermögen. **RUDOLF FRIEDRICH, WINTERTHUR**

UNSCHÖN

Über «das Böse» lesen wir schon genug in der Zeitung. Und nun war leider auch in dieser «reformiert.»-Ausgabe nur vom Bösen zu lesen – und nichts vom Guten: nichts von Jesus Christus, dem einzigen Retter und Erlöser von Sünde und Schuld. Ihn müssen wir ehren und verkünden, wer sonst kann uns erlösen vom Bösen? Im Leben und Sterben brauchen wir ihn. Busse und Vergebung der Sünden durch sein kostbares Blut müssen heute noch verkündigt werden. Wir haben grosse Verantwortung vor Gott und den Menschen. **ELISABETH KAMM, WINTERTHUR**

UNSINNIG

«Das Bügeleisen muss man zeigen, das gehört zum Informationsauftrag», sagt alt «Blick»-Chefredaktor Werner de Schepper auf die Frage nach seiner journalistischen Richtschnur. Unterschätzen Sie als Zeitungsmacher mit dem Anspruch, ein Qualitätsblatt zu produzieren, Ihre Leserschaft nicht, Herr de Schepper: Wir wissen, wie ein Bügeleisen aussieht, und wir können uns vorstellen, wie ein Bügeleisen aussieht, mit dem ein Mensch erschlagen wurde. Zu den «Todsünden» zähle ich auch die Heuchelei. **SUSANNA CHRISTEN MURALT, OBERGERLAFINGEN**

UNNÖTIG

Herzlichen Dank für eine weitere geglückte Ausgabe von «reformiert.»! Es tut wahrlich gut, zwischendurch eine Zeitung mit Lösungsansätzen zugestellt zu bekommen, wie sie Werner de Schepper im «üblichen» Journalismus vermisst. Warum er aber trotz seiner Einsichten das Bild eines blutigen Bügeleisens zum Informationsauftrag einer Tageszeitung zählt, ist mir nicht klar. Weshalb muss ich überhaupt wissen, dass das geschehen ist? Und wenn ich es wirklich wissen muss: Würde es nicht reichen, die Tatwaffe meiner Fantasie zu überlassen? Die Lokalpresse würde bereits in einem viel aufbauenderen Gewand daherkommen, wenn der «Informationsauftrag» auf das Wesentliche beschränkt würde – ganz im Sinne von: Wie viel Unheil kann allein durch Nichtstun – bzw. Nichtschreiben – verhindert werden! Eventuell hätten wir so auch wieder mehr Kapazitäten für ein empathischeres Mitgehen mit unseren effektiv «Nächsten». Herzlichem Dank an die Redaktion für die vielseitigen Beiträge!
@MONIKA AMSLER

UNVOLLSTÄNDIG

«Das Böseste ist die Anmassung, entscheiden zu wollen, wer ein Anrecht auf Leben hat», sagt der Philosoph Hans Saner. Er hat recht – jedenfalls zu fünfzig Prozent. Denn man kann den Satz auch umkehren: Das Böseste ist die Anmassung, entscheiden zu wollen, wer ein Anrecht auf Sterben hat. @WALTER BURRI

REFORMIERT. 10/10: Sterbehilfe
«Ethische Zumutung»

UNSTATTHAFT

Einmal mehr wird in «reformiert.» die Sterbehilfe thematisiert, und zwar auf eine Art, die meiner Meinung nach der Kirche heute nicht zusteht. Ich fühle mich als Kirchenmitglied bevormundet, fühle mein Selbstbestimmungsrecht eingeschränkt. Mich dünkt es anmassend, wenn die Kirche, wenn Ärzte, Richter oder sonst jemand für mich entscheiden will und dazu gewisse festgelegte Kriterien wie Todesnähe usw. beansprucht. Diesen Entscheid fälle ich mit meinem Gewissen, meinem Verantwortungsbewusstsein gegenüber meinen Nächsten und gegenüber Gott. Dazu brauche ich kein Theologiestudium. Ich brauche erstens eine Patientenverfügung und zweitens – für den Fall, dass ich einen Freitod wünsche – eine kompetente, neutrale und sehr einfühlsame Person, mit der ich über alles sprechen kann. Dabei kämen sicher auch Alternativen zum Freitod zur Sprache. Hier sähe ich eine sehr vornehme und schöne Aufgabe für die Kirche, aber dazu bedürfte es noch eines grossen Umdenkprozesses. Wie schön wäre es, wenn die Kirche mithelfen würde, Menschen vor einem unwürdigen, gewaltsamen Tod, der ja für Umgebung und Angehörige immer eine Katastrophe ist, zu bewahren. **ELSBETH HALDEMANN, UETENDORF**

UNVERSTÄNDLICH

«reformiert.» scheint sich nicht mit der Tatsache abfinden zu können, dass die Sterbehilfe von der Schweizer Bevölkerung weitgehend akzeptiert wird. Insofern dürfte der Kommentar über die kürzlich publizierte Studie als Rückzugsgefecht von radikalen Sterbehilfegegnern interpretiert werden. Fragwürdig und problematisch in dieser Berichterstattung sind nicht das angebliche Verschweigen der Zugehörigkeit des Studienautors zur Ethikkommission von Exit, fragwürdig ist vielmehr die implizite Schlussfolgerung, das Ergebnis sei aus oben genannten Gründen verfälscht. Eine derartige Unterstellung disqualifiziert die Gruppe der Befragten sowie die Menschen, die sich mit den betreffenden Antworten identifizieren können. «reformiert.» bekräftigt erneut den Absolutheitsanspruch der Sterbehilfegegner auf eine alleinige ethische Grundhaltung – und ignoriert, dass namhafte Theologen und Ethiker die Sterbehilfe befürworten. Gleichfalls unverstänglich ist der fortwährende Hinweis auf die Palliativpflege als Alternative zur Sterbehilfe. Die erste schliesst die zweite Möglichkeit keineswegs aus. Trotz bester Forschung wird die Palliativpflege irgendwann an ihre Grenzen stossen. Viele unheilbare Patienten, die Hilfe bei Exit oder einer anderen Sterbehilfeorganisation suchen, beanspruchen zuerst die Palliativpflege und brechen diese früher oder später ab, um zu einem ihnen angemessenen Zeitpunkt zu sterben. Von «reformiert.» erwarte ich in Zukunft eine weniger tendenziöse Berichterstattung und die Einsicht, dass auch innerhalb der reformierten Kirche die Meinungen in Bezug auf die Sterbehilfe weit auseinandergehen, mögliche Schattierungen, darunter etliche Befürworter der Sterbehilfe und nicht wenige Exitmitglieder, beherbergt.
FELICITAS PECHOTA-UFER, THALWIL

FORUM ZUR NOVEMBERAUSGABE



REFORMIERT. 11/10: Dossier Minarettverbot war kein Ausrutscher

UNVERSCHÄMT

Woher nimmt ein Redaktor das Recht, zu behaupten, einige hunderttausend Stimmbürger hätten bei der Minarettabstimmung den Kopf ausgeschaltet und den Bauch wählen lassen? Das ist eine absolute Frechheit. Auch die Behauptung, die Initiative habe (nichts gebracht, jedenfalls nichts Gutes), ist falsch. Ich kenne gemässigte Muslime, die sehr dankbar sind für das Minarettverbot. Sie dürfen es aber nicht aussprechen, weil sie sonst diskriminiert würden. Das Minarettverbot tangiert die Glaubens- und Gewissensfreiheit in keiner Art und Weise. Nur schade, dass die Kirchen nicht mehr aufs Volk hören und dessen berechtigte Ängste nicht wahrnehmen wollen. So muss man sich nicht wundern, wenn viele Christen aus der Landeskirche austreten – vor allem, wenn sie mit ihren Kirchensteuern auch noch solche Redaktoren bezahlen sollen!

FRITZ HEGG, GALLENKIRCH

UNNÜTZ

Wie lange noch wollen Sie behaupten, wir Christen hätten falsch abgestimmt? Offenbar kennen Sie das Wort Gottes nicht und haben noch nicht begriffen, dass Allah nichts zu tun hat mit dem Gott der Christen. Auch kennen Sie die Absichten der Muslime in un-

serem Land nicht. Ich will jeden Muslim achten und ehren und die Liebe Jesu weitergeben. Es hat aber nichts mit Nächstenliebe zu tun, der verkehrten Religion Islam alles zu erlauben. Warum findet man im «reformiert.» eigentlich keine aufbauenden Artikel über die Liebe Gottes? Sie hätten die Möglichkeit, mit dieser Zeitschrift das Evangelium weiterzugeben. Stattdessen geben Sie Berichte weiter, die uns Christen im Alltag gar nicht weiterhelfen.

HERBERT BOLLIGER, SCHMIEDRUEDE

UNVEREINBAR

Der Behauptung, wonach das Minarettverbot nichts zum Guten verändert habe, widerspreche ich. Es ist eine Tatsache, dass ein weiterer Einfluss des Islam in der Schweiz das gesellschaftliche Zusammenleben verschlechtert hätte, da sowohl dessen politische wie religiöse Forderungen nicht mit der Schweiz kompatibel sind. Die Scharia ist freiheitsfeindlich und mit dem hiesigen Recht unvereinbar, die absolute Anerkennung Mohammeds ebenfalls. Insoweit hatte die Annahme der Initiative vorbeugenden Charakter: Sie hat gegen ein Machtsymbol des Islam ein Stoppsignal gesetzt.

MATTHIAS CZERNY, NÜRENSDORF

UNTERSCHIEDLICH

Vielen Dank, dass Sie sich weiter umfassend mit dem Islam beschäftigen! Es gibt gute und schlechte Christen, und es gibt gute und schlechte Muslime. Allerdings: Jesus wurde getötet und ist auferstanden, Mohammed tötete und ist gestorben. Der eine ist Mensch geworden, der andere geschaffener Mensch. Das Neue Testament verdeutlicht die Sehnsucht Gottes nach Menschen, welche sich ihm aus Liebe zuwenden. Der Koran enthält verschiedene Aufforderungen zu Gewalt gegen Un-

gläubige. Nur wenn wir, wie Thomas Wipf betont, vermehrt auf die Unterschiede der Religionen schauen, kommen wir Christus, uns selber und den anderen wirklich näher.

MARTIN WEIBEL, ZÜRICH

UNENTSCHLOSSEN

Die Annahme der Initiative hatte nichts mit Gebäuden zu tun, sondern war Ausdruck der Angst: Man hat Angst vor dem Islam und dessen Verbreitung, weil man nur den radikalen Islamismus kennt! Dieser ist mit unseren Werten nicht vereinbar und deshalb – wie jedes radikale Gedankengut – abzulehnen. Diese Einstellung wird sich nicht ändern, solange sich die anständigen Muslime nicht gegen die Radikalen wehren.

MARK GASCHKE, KIRCHBERG

UNENTSCHULDBAR

Es gab tatsächlich kein Problem zu lösen – aber es gab eins zu verhindern. Oder glauben Sie wirklich, unser Volk hätte es akzeptiert, wenn der eine von den Minaretten die Lautsprecher frühmorgens um fünf Uhr das erste Mal «Allahu akbar» gebrüllt hätten? Es gibt noch keine generelle antimuslimische Stimmung in unserem Land. Aber es gibt Leute, welche zur Kenntnis nehmen, wie weit der Einfluss des Islam in Europa schon gediehen ist. Doch solches ist für «reformiert.» offenbar irrelevant. Statt für unseren Glauben zu kämpfen, ist man dem Irrtum verfallen, die Schweiz bleibe eine Insel der Glückseligkeit, wenn man nur weiter Toleranz übe mit den Intoleranten und den interreligiösen Dialog pflege. «Wenn Europa fällt, ist es nicht wegen des Islam. Es ist, weil die Europäer nicht bereit sind, die Werte oder die Zukunft Europas zu verteidigen. Alles, was der Islam zu tun hat, ist, in das Vakuum einzumarschieren» (Ayaan Hirsi Ali).

ERNST MAURER, ANDELINGEN

REFORMIERT. 11/10: Heks-Projekt «Integration im Gemüsebeet»

UNSCHÖN

Als Anwohnerin erlebe ich das gemeinsame Gärtnern von Leuten ganz unterschiedlicher Herkunft täglich aus der Nähe. Doch leider sind diese Gärten gefährdet: Die Stadt Bern plant, anstelle der Gartenparzellen einen grossen Häuserblock mit Park hinzustellen. Wir hoffen, dieses Projekt zu verhindern, damit die gute Zusammenarbeit im Gemüsebeet weiterhin funktioniert.

SUSI LEMP NEUENSCHWANDER

REFORMIERT. 11/10: Interview «Woran glaubt ein Atheist?»

UNGEWÖHNLICH

Gratulation zum Gespräch mit dem Atheisten André Comte-Sponville. Solche Ausführungen tragen dazu bei, das Verständnis des christlichen Glaubens zu erhellen, indem wir in einen kritischen Dialog eintreten. Die Worte des Philosophen sind zudem tröstlich: Sie zeigen uns, dass wir mit unserem Denken und Reden nicht ganz falsch liegen. Weiter so!

RICHARD NÖTHIGER, AARAU

REFORMIERT. 11/10: Abstimmung «Kirchen im Parolendilemma»

UNSINNIG

Wieso muss das bestehende Recht verschärft werden? Das schafft nicht mehr Sicherheit, sondern nährt bloss die Illusion, bei den Ausländern könne eine Nullprozentquote an Verbrechen erreicht werden. Beide Vorlagen dienen vorab dem «Schwarzer-Mann-Spiel». So wird Integration verhindert.

AGNES HOHL, ZÜRICH

Schicken Sie Ihre Zuschrift an: redaktion.bern@reformiert.info Oder per Post: «reformiert.», Redaktion Bern, Postfach 312, 3000 Bern 13 Anonyme Briefe werden nicht veröffentlicht.

SERIE: REFORMIERTSEIN HEUTE (12)



Schätzt die demokratische Struktur: Brigitte Affolter

Selber denken

UMFRAGE/ Was heisst Reformiertsein heute? «reformiert.» will es wissen: diesmal von Brigitte Affolter, Unipfarrerin in Bern.

«Ich leite das reformierte Forum an der Universität Bern: eine Piazza der Vielfalt von Gebet, Literatur, Kunst, Musik, Gespräch. Reformiertsein heisst hier und für mich: Ich denke selbst, ich zweifle, ich hoffe, ich frage, ich liebe, ich suche, ich glaube, und ich bleibe unterwegs. An der reformierten Kirche schätze ich den demokratischen Kirchenaufbau von der Gemeinde her: An der Spitze steht ein Gremium, nicht eine Einzelfigur. Die Reformatoren vertrauten Gott direkt, wollten keine Vermittlung durch die Kirche. Das hat sich zu einem individuellen Gottesverständnis entwickelt – so verstanden, ist Reformiertsein auch heute attraktiv. Das ständige Reformieren der Reformierten brachte die Frauen ins Pfarramt. Der grösste reformierte Gedanke für mich ist, dass heute der Frieden über dem Absolutheitsanspruch stehen kann. Reformiert denken gefällt mir.»

«Reformiertsein heisst: hoffen, fragen, glauben, zweifeln, unterwegs sein.»

BRIGITTE AFFOLTER, 56, ist Unipfarrerin in Bern und Leiterin des reformierten Forums.

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Islam. Muslime zwischen Herkunft und Zukunft: Gastvortrag von Rifa'at Lenzin, Islamwissenschaftlerin: **3. Dezember, 18.15**, Hauptgebäude Uni Bern, Hochschulstrasse 4 (Raum 220)

Menschenrechtstag. «Ich hörte Ahmad gerne zu» – über den endlosen Konflikt zwischen Israel und Palästina: mit Ines Barer, Bild; Nehad El Sayed, Oud; Suzanne Wirz, Wort. **9. Dezember, 20.00**, in der Markuskirche, Bern. Info: Tel. 031 331 47 40

Auf Achse. Ein Jahr mit Schweizer Zigeunern unterwegs: Premiere des Dokumentarfilms «jung und jenisch» von Karoline Arn und Martina Rieder: **26. November** (in Anwesenheit der Filmemacherinnen) und **27. November** (mit Lesung von Willi Wottreng: «Zigeunerhauptidee»), jeweils **20.30**, im Kino in der Reitschule Bern.

EinElternForum. Wochenendtagung für getrennt, geschieden oder verwitwet lebende Mütter, Väter und deren Kinder. Mit Marlies Bieri, Familienberaterin; Monique Gerber, Erwachsene; Psychologin, und Arnold Wildi, Theologe. **11. + 12. Dezember**, im Gwatt-Zentrum am Thunersee Info: Tel. 031 351 77 71 E-Mail: info@svamv.ch

Wettbewerb. Die ökumenische Buchhandlung Voirel hat Kurzgeschichten zum biblischen Thema «Sorgt euch nicht um euer Leben» gesammelt. Zehn Texte sind ab 1. Dezember unter www.voirel-buch.ch zu lesen und können bis 10. Dezember für den Publikumspreis bewertet werden.

Gesucht: Im Rahmen einer Lizenzarbeit zum Thema «Arbeit und Religion» an der Uni Zürich werden **berufstätige Paare** (mit Voll- oder Teilzeitpensum) mit gemeinsamem Wohnsitz gesucht. Im Zentrum der Arbeit stehen das Zusammenspiel von Arbeit, Partnerschaft und Religion. Info: Tel. 076 574 55 38.

TV-TIPP

Auf den Fersen. Alard du Bois-Reymond ist angetreten, das Asylproblem zu lösen. Er muss Wirtschaftsflichtlinge nach Hause schicken. Aber dann läuft alles schief: Ein Nigerianer stirbt bei der Ausschaffung, und der Chefbeamte bezeichnet Asylbewerber als kriminell. Du Bois-Reymond wird zum Buhmann von Links und Rechts. Ein Jahr lang ist die Kamera dem Direktor des Bundesamts für Migration auf den Fersen. Ein Asylkrimi über Stolz und Vorurteil und das Verhältnis zwischen Weiss und Schwarz: **9. Dezember, 20.05, SF 1**

TIPPS



Schützen dürfen

Fragen wagen

Sterben können

Geben wollen

AUSSTELLUNG

AMULETTE

Die Geschichte der Amulette – jener magischen Gegenstände, die Schutz, Glück und Wohlbefinden versprechen – beginnt im zauberkundigen Alten Ägypten. Über Judentum, Christentum und Islam wurden sie bis in die Gegenwart tradiert: Die rote Schlaufe («Red Ribbon») etwa, das Symbol der Aids-Prävention, zeugt davon. Unter dem Titel «1001 Amulett» präsentiert das Bibel + Orient-Museum in Freiburg bis Juni 2011 Amulette aus 55 Jahrhunderten: vom alt-ägyptischen Horus-Falken über jüdische «Zauberschalen» bis zum muslimischen Gesichtschleier, der vor dem «bösen Blick» schützen soll. **SEL**

«1001 AMULETT»: Universität Freiburg (Gebäude 4, Eintritt rue de Rome). Freier Zugang während der Uni-Öffnungszeiten. www.bible-orient-museum.ch

BUCH

BEKENNTNISSE

Welch einfache Frage! Und welche spannenden Antworten! Pfarrer Achim Kuhn fragte 25 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur, was sie zum Leben brauchten. Und bat sie, dies anhand eines Bibeltextes zu erläutern. Die Antworten könnten bunter nicht sein: Treue, sagt Klaus J. Stöhlker, PR-Berater. Zuversicht, Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf. Hingabe und Dienst, Abt Martin Werlen. Andere brauchen Freiheit, Sicherheit, Zweifel. Wer – wie «reformiert.» aus der Erfahrung mit der «Gretchenfrage» – weiss, wie ungerne Prominente Fragen zur Religion beantwortet, möchte wissen, wie viele Absagen der Herausgeber erhalten hat ... **RJ**

ACHIM KUHN: «Was der Mensch braucht». TVZ-Verlag, 200 Seiten, Fr. 28.–

BROSCHÜRE

ERWÄGUNGEN

Rund ums Sterbendürfen ist ein wahrer Glaubenskrieg entbrannt. Sterbehilfe, Suizidhilfe, Sterbebegleitung: Wer darf was in Anspruch nehmen beziehungsweise fordern? Die theologisch-ethische Sicht ist in Diskussionsrunden immer wieder gefragt. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) tat sich schon früh mit einer differenzierten Haltung hervor, die es in den Medien schwer hatte, weil sie nicht auf eine Schlagzeile passt. Nun hat der SEK eine Broschüre herausgegeben, die auf 270 Seiten ausführlich darlegt, was reformierte Selbstbestimmung zwischen Leben und Tod bedeuten könnte. **RJ**

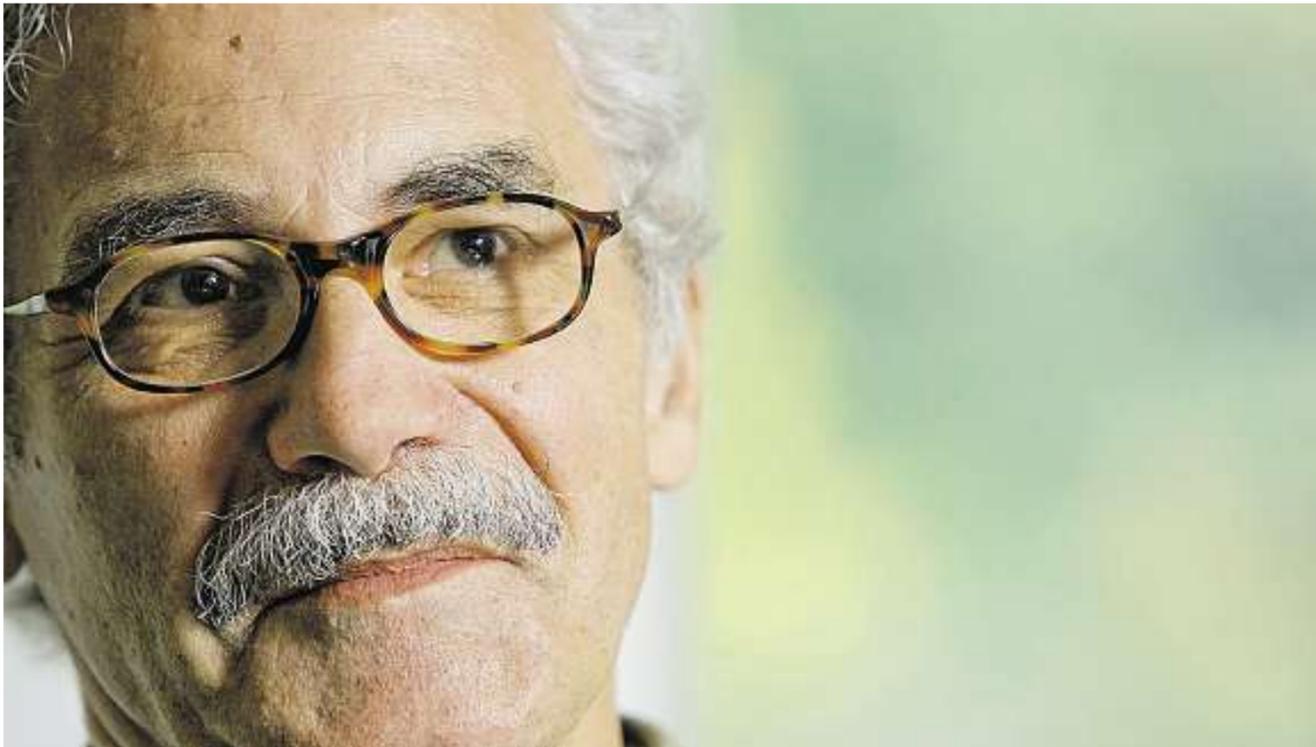
FRANK MATHWIG: «Zwischen Leben und Tod». Beiträge zu Theologie, Ethik und Kirche, TVZ-Verlag, Fr. 30.–

WEBSEITE

APPELL

Kann Weihnachten heute noch die Welt verändern? Diese Frage stellen die «Weihnachtsrevolutioner»: eine Gruppe von Christen, die dem Webforum ChristNet nahe stehen und Jahr für Jahr auch den «Choufnüttag» propagieren (heuer am 27. November). Als Alternative zum Geschenkstress – Schweizer geben jährlich fünf Milliarden Franken dafür aus – raten die «Weihnachtsrevolutioner», für sieben Franken in Afrika einen Baum zu pflanzen oder für fünfzig Franken einem Mädchen den Schulbesuch zu ermöglichen. So zu feiern, entspringe der ursprünglichen Weihnachtsgeschichte und mache diese wieder erfahrbar. Nach dem Motto: Mehr geben, weniger ausgeben. **RJ**

www.weihnachtsrevolutioner.ch



Geisselt die «Aktionärsdemokratie»: Oswald Sigg

«Es mangelt an Zivilcourage»

ENGAGEMENT/ Früher war er Bundesratssprecher, heute setzt sich Oswald Sigg für Benachteiligte ein.

«Die Aussichten auf freie Zeit, in der ich tun und lassen kann, was ich will, hat mich sehr beflügelt», sagt Oswald Sigg (66). Er spricht ruhig und überlegt, ein wacher Gesprächspartner. Als der frühere Vizekanzler der Eidgenossenschaft Ende März 2009 in Rente ging, empfand er die Entlastung vom durchstrukturierten Arbeitsalltag im Bundeshaus als befreiend. Von Ruhestand ist jedoch keine Rede. Nach vier Jahren als Bundesratssprecher ist Sigg nun wieder zu seinen Wurzeln zurückgekehrt: Als Journalist schreibt er für die Schwächeren. Für den Mediendienst «Die Hälfte/La Moitié», den sein Kollege Paul Ignaz Vogel 1996 gegründet hat, porträtiert er Menschen am Rande der Gesellschaft. «Da reflektieren wir Sozialpolitik aus einer ganz anderen, einer ungewohnten Warte», sagt Sigg. Denn in der Sozialpolitik werde über die Köpfe der Betroffenen hinweg entschieden. «Der Einzelne, der in prekären Verhältnissen lebt – der Flüchtling, der IV-Bezüger –, spielt dabei eine untergeordnete Rolle.»

MANGEL. Sigg spricht von einem Defizit – nicht bloss in den Medien, sondern allgemein in der schweize-

rischen Gesellschaft. «Es mangelt an sogenannten normalen Leuten mit Zivilcourage, die sich mit denen beschäftigen, denen es nicht so gut geht.» Seit der Kampagne der SVP gegen «Sozialschmarotzer» und «Scheininvaliden» vor zwei Jahren sei der Zugang zu den Sozialdiensten zudem schwieriger geworden. Rund die Hälfte aller Sozialhilfeberechtigten machten denn auch ihre Ansprüche gar nicht mehr geltend.

MATTE. Seit 1995 wohnt Oswald Sigg mit seiner Familie – er ist Vater zweier erwachsener Kinder – im Stadtberner Mattequartier, und gilt, obwohl in Zürich Höngg aufgewachsen, als waschechter «Mättele». Als im Jahr 2005 das Aare-Hochwasser die Matte überschwemmte, musste Sigg mit dem Boot nach dem Rechten sehen. Im Quartier kursieren Anekdoten über ihn. Als es einmal in der Matte «hudelte», meinte ein Passant zu Sigg, er solle doch angesichts der hohen Steuern dem Bundesrat vorschlagen, demnächst für besseres Wetter zu sorgen. Darauf Oswald Sigg trocken: «Das könnte ich schon, aber ich glaube, die würden sich nicht einig.»

MORAL. Mit seinen politischen Ansichten hielt der Sozialdemokrat und Altlinke Sigg nie hinter dem Berg. «Heute hat derjenige die grössten Chancen, der am meisten Mittel in einen Abstimmungskampf investieren kann», erklärt er mit Nachdruck. In Zeiten solcher «Aktionärsdemokratie» verschwinde zunehmend die soziale Gerechtigkeit und damit die Chancengleichheit. Der besorgniserregende Wertewandel in der direkten Demokratie ist eines von Siggs Anliegen. Er kennt sich in der Materie aus: 1978 hat er seine Doktorarbeit über die Wirkungsweise der Volksinitiative geschrieben. Seine politischen Aktivitäten beschränken sich jedoch auf seine Mitgliedschaft bei der SP-Ortsgruppe Bern Ost.

MENÜ. Sigg ist aber auch ein leidenschaftlicher Koch. Sein «Kochbuch für alle Fälle» mit zwölf Rezepten gutbürgerlich-schweizerischer Provenienz, von dem er 300 Exemplare im Eigenverlag herausgegeben hat, war nach vierzehn Tagen ausverkauft. «Wahrscheinlich gebe ich im nächsten Jahr eine ergänzte Neuauflage heraus», sagt er. Mehr will er nicht verraten. **RENÉ WORNİ**

Grosser Kommunikator

Oswald Sigg, geboren 1944, studierte Soziologie sowie Volks- und Betriebswirtschaft. Er war Chefredaktor der Schweizerischen Depeschagentur (SDA), Kommunikationschef der SRG, Sprecher verschiedener Bundesdepartemente und von 2005 bis zu seiner Pensionierung 2009 Vizekanzler und Bundesratssprecher.

GRETCHENFRAGE

IREN MEIER

«Alles wird hier über die Religion definiert»

Wie haben Sies mit der Religion, Iren Meier?

Meinen Glauben möchte ich mit einem Bild illustrieren: verankert in der Erde, verbunden mit dem Himmel ... Mit meinem katholischen Kinderglauben hat das nicht mehr viel zu tun. Mir ist heute die innere Freiheit wichtig, aber auch immer wieder die Stille, die Meditation.

Sie leben ja in der unruhigsten Gegend der Welt – und gleichzeitig im Schnittpunkt von drei Weltreligionen. Welche Rolle spielen diese Religionen in Ihrem Alltag?

Für mein persönliches Empfinden spielen sie eine zu dominante Rolle. Alles und jedes wird hier über die Religion definiert. Das ist oft unerträglich. Vor allem, wenn gleichzeitig im Namen dieser Religionen so viel Unrecht passiert. Im Leben von einzelnen Menschen mag der Glaube Frieden stiften, aber in der Gesellschaft und in der Politik erlebe ich immer wieder, dass Religion nur als Machtinstrument eingesetzt wird. Das ist wenig konstruktiv.

Das tönt nicht gerade hoffnungsvoll ...

Nein, aber selbst im schlimmsten Krieg gibt es Hoffnungszeichen. Als Journalistin suche ich sie und berichte von Projekten und Menschen, die der Gewalt etwas entgegensetzen und sich gegen das Unrecht engagieren. Es sind winzige Inseln im unendlichen Meer.

Wie wirkt eigentlich vor diesem Hintergrund die Kreuzfixdebatte, die derzeit hier in der Schweiz tobt, auf Sie?

Eigenartig. Es geht ja – wie auch bei der Kopftuchfrage oder beim Minarettverbot – um ein Symbol, das bekämpft wird. Nur eine zutiefst verunsicherte Gesellschaft ereifert sich derart und blendet gleichzeitig die wahren Probleme aus. Wie weit hat sich das christliche Abendland von den Idealen entfernt, die es bei jeder Gelegenheit als Leitkultur preist.

Wo und wie feiern Sie 2010 Weihnachten?

Hier in Beirut. Ich plane nichts, das habe ich mir längst abgewöhnt. Wahrscheinlich fahre ich ans Meer: Sternenhimmel statt Strohsterne ...

INTERVIEW: RITA JOST



IREN MEIER, 55 ist Nahostkorrespondentin von Schweizer Radio DRS und Ehren doktorin der Universität Bern. Aufgewachsen in Mutschellen, lebt und arbeitet die mehrfach ausgezeichnete Journalistin seit 2004 in Beirut.

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHNİ



«DER GEGENVORSCHLAG»: VON FRANZ HOHLER

ART.121 / ABS.3-5 (NEU)

DIE BUNDESVERFASSUNG WIRD WIE FOLGT GEÄNDERT

- 3 Im Wissen darum, dass ohne sie
- a weder Häuser, Strassen noch Tunneln gebaut würden,
 - b weder Spitäler, Alters- und Pflegeheime, Hotels und Restaurants betrieben würden,
 - c weder Abfall, Reinigung, Verkehr und Informatik bewältigt würden,

bedankt sich die Eidgenossenschaft bei allen Ausländerinnen und Ausländern, die hier arbeiten. Sie gibt ihrer Freude darüber Ausdruck, dass sie mit ihrer Tätigkeit das Leben in unserm Lande ermöglichen, und heisst sie als Teilnehmer dieses Lebens willkommen.

- 4 Sie hofft, dass es ihnen gelingt, sich mit den hiesigen Gebräuchen vertraut zu machen, ohne dass sie ihre Herkunft verleugnen müssen.
- 5 Sollten sie straffällig werden, unterliegen sie denselben gesetzlichen Bestimmungen wie die Schweizer Bürgerinnen und Bürger.

Übergangsbestimmungen:

Dieser Gegenvorschlag bedarf nicht der Volksabstimmung. Er tritt für jedermann vom Moment an in Kraft, da er dessen Richtigkeit erkannt hat.

Franz Hohler zur SVP-Ausschaffungsinitiative